

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Annahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expeditoren:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 1.

Sonnabend, den 5. Januar 1889.

III. Jahrgang.

Auf zu neuer Thätigkeit. — „Mit Rücksicht auf bestehende Verhältnisse.“ — Die Politik des Kleinbürgerthums. — Der Panamafraß. — Ein sozialistischer Roman. — Das Beitragsjahr der Altersversicherung. — Das Ende des Zwistes unter den deutschen Maurern.

Novelle. — Die soziale Gleichheit eine Forderung der Moral. — Der Berliner Maurerprozeß und das Reichsgericht. — Ein Arbeiterinnenstreik in Frankreich. — Wie müssen es die Arbeiter bei Streiksammlungen halten? — Arbeiterkongresse in Deutschland.

Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die weitere Verbreitung dieses Blattes ein!

Bestellungen nehmen in Berlin alle Expeditoren entgegen.

Liste zum Sammeln von Abonnenten sowie Agitationsnummern jederzeit durch unsere Expedition, Oranienstraße 23, zu beziehen.

Kritik des „Berliner Volks-Tribüne.“
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

Auf zu neuer Thätigkeit!

Wenn wir, ein sozialdemokratisches Wochenblatt, am Beginne des neuen Jahres einen Blick zurückwerfen auf die verfloffenen Monate, so wird er in erster Linie den wirtschaftlichen Ereignissen gelten müssen, von denen hauptsächlich unsere Gegenwart und unsere Zukunft abhängt.

Und er verlohnt sich wohl, dieser Rückblick, denn immer drängender und treibender wird die Entwicklung, die sich schon seit langer Zeit in Deutschland wie in allen anderen industriellen Ländern abspielt, die ansangs schneckenhaft langsam vor sich ging, jetzt aber vorwärts stürmt wie mit überhitztem Kessel und gluthheißen Ächsen — verderbenbringend, wenn ihr der Mensch fernert ratlos gegenübersteht — segenspendend, wenn ein zielbewußter und die Zukunft schauender Volksgeist sie zu leiten und in die rechte Bahn zu bringen weiß.

Was sind die hervorsteckendsten Züge des großen Zerlegungsprozesses, welcher die alten gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen Unternehmer und Arbeiter, zwischen Besitz und Besitzlosigkeit, zwischen Mensch und Mensch überhaupt, mehr und mehr untergräbt und zerstört?

Da sehen wir zunächst auf der Seite des Besitzes ein immer rascheres Verschwinden der kleinen Leute. Alle Geschäftsunternehmungen wachsen mehr und mehr ins Riesenhafte; wenn kein großes Kapital zur Verfügung steht, der kann niemals hoffen, selbständig zu werden; wer früher, als die Verhältnisse noch anders lagen, selbständig geworden ist, vermag die Konkurrenz der großen Nebenbuhler nicht auszuhalten, er geht als Unternehmer, als selbständiger Mann zu Grunde und gerät als angestellter Arbeiter in die Abhängigkeit der wenigen, im Kampf um den Markt siegreich gebliebenen Großbesitzer. Das Großkapital saugt wie ein Riesenschwamm allen Uberschuß und schließlich alle kleinen Geschäfte auf und läßt neben sich nur noch hunderttausende, von allem Besitz entblößte Arbeiter übrig.

Und diese Arbeiter? Immer verzweifelter und verzweifelter wird deren Stellung in dem Ringen um Brod und Existenz, um Menschenwürde und Unabhängigkeit. Die Maschine macht täglich mehr und mehr Arbeiter überflüssig, der technische Fortschritt gestattet es, mit immer weniger Arbeitern dasselbe zu leisten. Und während hierdurch ein künstliches Ueberangebot von Arbeitskraft entsteht, drängen dann auch noch die bankrott gewordenen Kleinmeister herbei und vermehren die Zahl der Beschäftigungsfuchenden und erschweren dadurch den oft schon so schwierigen Lohnkampf.

Fortwährende Steigerung der Güterproduktion auf allen Gebieten und daneben fortwährende Lebensverknüpfung der großen Mehrheit des Volkes — das ist die Signatur unserer Zeit. Während die arbeitende Klasse vordem ungeahnte Reichthümer schafft, geht das Gespenst der Armuth und Brodlosigkeit immer mehr in Kreisen um, die früher davon verschont blieben, und selbst besser gestellte Männer überfällt heute ein Grauen bei dem Gedanken, wohin dieser rasende Niedergang aller geordneten Verhältnisse führen soll, wenn ihm nicht zu rechter Zeit noch Einhalt geschieht.

Aber ist denn dieser Niedergang nicht zugleich ein Aufschwung, ein herrlicher, nie gekannter Aufschwung, wie ihn nur je der Menschengestalt bewirkt hat? Wenn früher die Menschheit sich in der Qual härtester Arbeit verzehrte, um nur den nackten Unterhalt des Lebens für sich gewinnen zu können — ist es da nicht tröstlich, daß wir heute jeden Bedarf auf das Reichlichste mit verhältnismäßig so geringer Anstrengung decken können? Sieht das der Menschheit nicht das Anrecht, bereinst die rein physische Arbeit auf ein geringes Maß zu beschränken und alle freigewordene Zeit der Erziehung, der Bildung und den edlen Genüssen der Kultur zu widmen? Wenn uns die „Moderne“ zehnt, die Dampfer und der Elektricität der Strom der Produktion immer gewaltiger fließt — wird er nicht bereinst die Tiefen des Volkes befruchten, die heute brach liegen und verdorren?

Wie bei den alten Römern der Gott Janus, so hat auch unsere ganze moderne Entwicklung ein Doppelgesicht: nach der Vergangenheit hin das des Jammers und der Verzweiflung, nach der Zukunft zu aber das des Trostes und der unerschütterlichen Hoffnung.

Und wenn wir jetzt den Blick dem kommenden Jahre und der weiteren Zukunft zuwenden, was sollte uns denn in unseren fröhlichen Hoffnungen erschüttern?

Während drüben, in dem ehemals so ausgedehnten Reiche des Besitzes, eine Welt versinkt, haben die Besitzlosen rastlos daran gearbeitet, eine neue Welt des Friedens und des Glückes zu errichten. Wie beim Untergang der heidnischen Welt, waren es zuerst stille Träumer, welche in der Ferne die Möglichkeit einer höheren Entwicklung aufdämmern sahen. Bald aber traten die Träumer hinaus unter das Volk, unter ihre Leidensgenossen, und Hunderttausende hingen heute mit ihrem Herzen an dem neuen Glauben: daß alles einer ganz neuen Kultur zutreibt und daß sie der Fels sein werden, auf den diese Kultur sich gründen wird.

Mit dieser Erkenntnis aber ist ein neues Leben eingezogen in die Schichten, die früher regungslos und in dumpfer Verzweiflung dalagen. Bewegung und Regung überall, wohin wir blicken! Arbeiter und Arbeiter schließen sich zusammen, sie lernen, sie bilden sich gegenseitig fort; ein edler Wettstreit, der Zukunft und dem Fortschritte zu dienen, hat sie ergriffen und alle Verzweiflungen und Maßregelungen vermögen sie darin nicht irre zu machen. Es lebt und weht wie in unwiderstehlichem, warmem Frühlingstrieb, wo einst der harte Winter alles in seinen Banden hielt! Das Licht der Erkenntnis und die Wärme der Begeisterung breiten sich überall aus — und alles, alles muß sich wenden!

Aber nichts im Bereiche der menschlichen Gesellschaft geschieht von allein, überall ist der Mensch dazu berufen, an der Gestaltung seines Daseins selber mitzuarbeiten. Großes ist bereits geschehen, aber eine noch größere Arbeit der Aufklärung und der Aufrüttelung der Massen steht uns bevor. Da gilt es, selber zu lernen und zu wirken, die Indifferenten zu gewinnen und die schon Gewonnenen mit neuem heiligem Eifer zu erfüllen. Das neue Jahr muß für uns ein Jahr neuer Errungenschaften sein, sonst haben wir unsere Pflicht nicht gethan und Berath geübt an der Zukunft.

Darum Glück auf zum neuen Jahre!
Glück auf zu neuer Thätigkeit und zu neuem Kampfe!
Glück auf zu neuen Fortschritten der Sache aller Arbeiter!

„Mit Rücksicht auf bestehende Verhältnisse.“

„Nimm immer hübsch Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse und auf den Standpunkt Andersdenkender“ — zu diesem Programm muß man jedem tüchtigen Geschäftsmann gratuliren; denn damit läßt sich vorwärts kommen, läßt sich Karriere machen.

Und das ist ja die Hauptsache in der Welt: Karriere machen.

Was geht uns Recht und Wahrheit, was Freiheit und Fortschritt an! Davon kann Niemand leben — Karriere, sein Glück muß man machen!

Wie macht man das aber am besten? Ei! indem man beim Schreiben — was sage ich! — schon beim Denken und natürlich auch beim Sprechen und Handeln, immer auf die bestehenden Verhältnisse und auf den Standpunkt Andersdenkender Rücksicht nimmt. Lebt man z. B. in einem großen Weltreiche, sagen wir — um nicht neuere Namen zu nennen und damit auf die Verhältnisse und den Standpunkt Andersdenkender keine „Rücksicht“ zu nehmen — sagen wir also in dem des Nero oder des Caligula, so wird man selbstverständlich nichts Ehrenfreundliches sprechen oder schreiben, das die bestehenden Verhältnisse und auf den Standpunkt der ganzen guten, braven, römischen Gesellschaft nehmen. Das wäre aber unanständig und sogar gefährlich. Das thun nur religiöse Märtyrer, fanatische und übergeschnappte Rechts- und Wahrheitsfreunde — im Ganzen eine Gesellschaft, unter der sich selten ein „anständiger Mensch“ findet. Die zeitgenössischen Geschichtsschreiber sprechen in der Regel mit großer Entrüstung von diesen „götterverachtenden, sittenverderbenden, staatszerstörenden Elementen.“

Und doch, wo stände die Welt ohne diese Leute? Zu ihnen gehören ja die christlichen Märtyrer im alten Rom, zu ihnen die christlichen Sendboten des Mittelalters, zu ihnen die Märtyrer des freien Gedankens aller Zeiten, zu ihnen die Reformatoren, zu ihnen die Bahnbrecher in Kunst und Wissenschaft.

Sie alle nahmen entweder gar keine oder dann zu wenig Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse und auf den Standpunkt Andersdenkender. Hätten sie es gethan, so würden sie keine Marksteine auf dem Wege des Fortschrittes der Menschheit geworden sein; denn aller Fortschritt beruht auf der Kritik und Verneinung des Bestehenden.

Aber nicht allein der Fortschritt der Menschheit beruht darauf, sondern auch die Originalität der Menschen, die allein den geistigen Fortschritt bewirken und vor Verjüngung bewahren kann.

Wir halten es mit Campe, der irgendwo sagt: „Ich weiß es wohl, daß ich manches Vorurtheil vor den Kopf stoßen werde. Auch weiß ich recht gut, daß diese Art zu handeln kein sehr bequemes Mittel ist, sich bei dem größeren, unbedenkenden Haufen (und bei den Mächtigen?) Beifall und Liebe zu erwerben. Aber ich weiß auch, daß der Freund der Wahrheit und des gemeinen Bestens sich darum nicht bekümmern soll. Er schreibe, rede und thue, was ihm recht, wahr und gemeinnützig erscheint.“

Mollis (Anton Glarus).
R. Seibel.

Großbourgeoisie, Kleinbürgerthum und Proletariat.

I.

§ Zu den Kreisen, welche vielfach den grundlosesten Hochmuth gegen das Proletariat, die schroffste, unverständigste und unanständigste Haltung gegen die Sozialdemokratie an den Tag legen, gehört das Kleinbürgerthum.

Gerade der Kleinbürger macht sich mit Vorliebe zum Apostel der widersinnigen Anschauung, daß Jedermann bei guter Aufführung und Sparsamkeit den Marschallstab des Kapitalisten im Tornister trage. Gegen alle Massenarmuth, alle sozialen Konflikte hat er immer das

Rezept in Bereitschaft: zu sparen und nicht ins Wirtshaus zu gehen wie er, damit man es „so weit bringe“ wie er. Sich auf eine falsche, unter den bestehenden Verhältnissen nicht durchzuführende Voraussetzung stützend, bietet er damit eine Belohnung an, welche bei Lichte betrachtet, sich als eine Strafe herausstellt.

In der That, wie weit bringt er es denn, der Herr Kleinbürger? In der Regel zum Bankrott, zum Abwirthschaften oder dazu, daß er sich aus einer Schuldenlast in die andere rettet. Was ist er heutzutage anders, als ein Mann, dessen ökonomische „Unabhängigkeit“ im schweren, langwierigen Todeskampfe liegt, ein Kandidat für den baldigen Ruin, ein Proletarier von morgen! Mit unbegreiflicher Verblendung flüchtet das Kleinbürgertum in den tausend Klängen seiner letzten Züge, mit seinen Hoffnungen und Bestrebungen in die Vergangenheit zurück, von todtten, überlebten Formeln und Einrichtungen Hilfe erwartend, anstatt entschlossen mit der Zukunft zu marschieren, das neue gesellschaftliche Leben zu begreifen, das aus Trümmer- und Schutthaufen emporsteigt.

Kopfscheu und vergebens zerklüftet das Kleinbürgertum eines seiner ökonomischen und politischen Ideale nach dem andern. Die ökonomische Reaktion, die Rückkehr zu den alten Produktionsbedingungen zerfällt machtlos an den realen Thatsachen, sie vermag gegen die Tendenz der modernen Produktionsweise nicht aufzukommen und die politische Reaktion, der es sich in die Arme wirft, kommt nur seinem Feinde und Erben zu Gute, der Großbourgeoisie.

Die auf Thronen und in Parlamenten sitzenden Basallen des Großkapitals machen zwar dem Mittelstand gegenüber zuweilen Miene, als wollten sie einen Rückschritt auf ökonomischem Gebiete begünstigen, die Industrie wieder in die ausgewachsenen Schöße des zopfigen Junft- und Innungsthum zurückzwängen. Aber bei dem Mienemachen hat es sein Bewenden. Abgesehen davon, daß sich die gegenwärtigen Produktionsbedingungen solchen Schrullen aufs Schärfste widersetzen, dieselben von vornherein zu todtgeborenen Kindern machen, so wird die Großbourgeoisie, welche sich politisch in dem modernen konstitutionellen Staate verkörpert, nun und nimmer in Maßregeln willigen, welche ihre unbeschränkte Entfaltung und Herrschaft, ihre Profite bedrohen. Alles Liebäugeln mit Junftthum und Schutz des Kleingewerbes, des Kleinhandels, des Kleingrundbesitzthums, wie es gelegentlich in parlamentarischen, hohen und allerhöchsten Kreisen an der Tagesordnung ist, gehört zu dem politischen Humbug im großen Stile, zu dem politischen Simpelsang. Derartige Vorspiegelungen sind der Veim, auf welchen das Kleinbürgertum gelodt wird, wenn das Großkapital — um sich mit heuchleischer Verdrehung der Thatsachen auf die Nation berufen zu können — des Kleinmeisters und Kleinhandwerkers zu Hilfe ruft.

Und der Kleinbürger geht meistens auf den Veim, es ist dies seine verdammte Unterthanen-Pflicht und Schuldigkeit, der er gehorsamst nachkommt, sogar, wenn ihn dann und wann sein alter, demokratischer Haber sticht. Auch in seinen kühnsten Meinerungen bringt er es in der Regel nicht über die „getreueste Opposition“ hinaus. Je unhaltbarer seine gegenwärtige ökonomische Lage ist, je schmerzlicher er mit Verleennung der Thatsachen des gesellschaftlichen Entwicklungsganges in ökonomischer Beziehung nach der „guten alten Zeit“ verlangt, wo das Handwerk einen „goldenen Boden“ hatte und der Kleinbetrieb „seinen Mann nährte“, um so gefügiger erweist er sich im Widerspruch zu seinen Prinzipien und Sonn- und Feiertagsprogrammen für die politische Reaktion, durch welche das Großkapital das aufstrebende Proletariat zu bändigen sucht.

Das Kleinbürgertum ist taub und blind gegen die Thatsache, daß es sich nur ins eigne Fleisch schneidet, sobald es Einwilligung und hilfreiche Hand zur Zügelung der Arbeiterklasse leiht, daß jede neue Machtbefugniß, welche das Kapital auf politischem Gebiete erringt, sich politisch und ökonomisch gegen das Kleinbürgertum selbst lehnen muß. Jede politische Einschränkung des Proletariats, alle fortschreitende ökonomische Ausnutzung desselben ist ein Schritt zum Ruine des Mittelstandes, trägt dazu bei, den Kleingewerbetreibenden von heute zum Proletarier von morgen zu machen. Die ökonomischen Interessen des Kleinbürgertums stehen denen der Großbourgeoisie schroff gegenüber, letztere saugt ihr Lebensmark, ihre Kraft und ihr Gedeihen ebenso gut wie aus dem Schweiß der Lohnarbeiter auch aus dem Ruin von Tausenden von selbständigen kleingewerblichen Existenzen.

Wo aber keine Solidarität zwischen den ökonomischen Interessen besteht, da kann auch von keiner Interessengemeinschaft auf politischem Gebiete die Rede sein. Die politischen Verhältnisse bauen sich auf den ökonomischen Zuständen und in Harmonie mit ihnen auf.

Die moderne Produktionsweise läßt keinen Platz für einen Mittelstand übrig, dieser muß nothwendig zwischen Hammer und Ambos zermalmt werden. Von einer unüberbrückbaren Kluft geschieden, steht sich in der Gesellschaft Großkapitalist und Nichtgroßkapitalist gegenüber. Der Kleinbürger kann sich noch so sehr auf den Zehen reden und noch so weit ausholen, um den Sprung über die Kluft zu wagen — von einem oder zweien aus Hundertausenden abgesehen — wird er nie das Lager der Großbourgeoisie erreichen. Die Konkurrenz treibt das Kleinkapital unfehlbar dem Großkapital in den Rücken.

Ökonomisch also im Gegensatz zu der Großbourgeoisie stehend, die sein natürlicher Feind, wie sie derjenige des Proletariats ist, wird das Kleinbürgertum auf

ein Bündniß seiner ökonomischen und politischen Interessen mit denen des Proletariats hingewiesen, sobald es nur einsehen lernt, daß es durch jede Unterstützung, welche es der politischen Reaktion gegen die Arbeiterklasse leistet, einem Manne gleicht, der durch Fesselung einer dritten, sonst vielleicht hilfswilligen Person, einem Diebe Gelegenheit giebt, ihn selbst in aller Gemüthsruhe gründlich auszunehmen.

Mag sich der Kleinbürger in beschränktem Bettelstolze noch so sehr dagegen sträuben, so beruht doch sein Heil nur in der Bundesgenossenschaft mit dem Proletariat, über welches er sich heute noch erhaben glaubt, dem er aber bereits morgen selbst angehören muß. Mit unerbittlicher Konsequenz arbeiten die Produktionsbedingungen darauf hin, daß jeder Großbetrieb Hunderte von Kleinbetrieben verschluckt, und deren Inhaber zu Proletariern macht.

Ehe noch die Bourgeoisie durch die Revolution mit der politischen Herrschaft die industrielle Freiheit errungen hatte, zog das Kunstwesen der inneren und äußeren Konkurrenz enge Grenzen und erhielt damit die Existenzbedingungen in größerer Ruhe und Unveränderlichkeit. Dadurch konnte sich der Kleingewerbetreibende über Wasser halten. Die mit jeder neuen Entdeckung und Erfindung mit jeder weiteren wissenschaftlichen Ausgestaltung des Produktionsprozesses wachsende ungeahnte Entwicklung der Produktionskräfte hat einer unbeschränkten Konkurrenz Thür und Thor geöffnet.

Und das Gesetz dieser Konkurrenz lautet dahin, daß der Größere den Kleineren verschlingt.

Die moderne Produktion bietet die höchstmöglichen Vortheile, die sie zu bieten fähig ist, nur als Großbetrieb. Der Großindustrielle kauft nicht nur das Rohmaterial wohlfeiler und verhältnismäßig besser — wenn ihm dies lohnend erscheint — als der Kleinindustrielle, er produziert auch stets mechanisch, daher billiger und ausgiebiger, lohnender als dieser. Er kann folglich seine Waare billiger loschlagen, als sein Zwerghkonkurrent. So kommt es, daß sich der Kleingewerbetreibende der Konkurrenz mit dem Großbetrieb nicht gewachsen zeigt, daß er zuerst mit geringem, dann ohne Profit produziert, noch weiterhin mit entschiedenem Verluste und daß er als Ende vom Liede den selbständigen Betrieb ganz einstellen muß, wie der Handwerksmeister gezwungen war, seine Werkstatt zu schließen.

Die Gegenwart ist mit den Kämpfen zwischen dem alten und neuen wirtschaftlichen System angefüllt, und der triumphirende Vormarsch der Großproduktion ist durch die Trümmer vernichteter Kleinbetriebe bezeichnet.

Die Zahl der selbständigen Betriebe nimmt mit jedem Tage ab, aber die überlebenden Betriebe werden dafür um so umfangreicher und produktiver. Je mehr die Produktionskräfte sich entwickeln, in um so weniger Händen konzentriren sie sich, um so raschere Fortschritte macht die Proletarisierung des Kleinbürgertums.

Die gleiche Tendenz zeigt sich auch beim Handel. Auch hier muß der Kleinhändler vor dem Großkaufmann die Segel streichen. Der Ruin des Kleinhandels marschirt in gleichem Schritt mit dem Niedergang der Kleinproduktion, wie der Großhandel Arm in Arm mit der Großindustrie geht. Die mit großen Kapitalien hantirenden Niesenmagazine und Bazars entziehen dem Kleintramer alle Grundchaft. Trotz der ungeheuerlichen Summen, welche die Kellame verschlingt, trotz der luxuriösen Ausstattung der Verkaufslokalitäten können dieselben ungleich billiger verkaufen, wie der Kleinhändler, denn Dank der Konzentration des Betriebs kommen ihre allgemeinen Betriebskosten niedriger zu stehen als bei jenem. Der Großhändler kauft billig und zur günstigen Zeit ein, er unterdrückt meist die Mittelpersonen zwischen sich und dem Produzenten, indem er direkt in der Fabrik kauft oder selbst Fabrikant ist. Das Kleinkapital unterliegt auch im Handel dem Großkapital. Auch auf kommerziellem Gebiete nimmt die Zahl der selbständigen Betriebe ab, die übrigbleibenden gewinnen aber dafür an Umfang und Bedeutung.

Der Panamakrah.

Grinsend vor Vergnügen stehen die amerikanischen und die deutschen Gistmichel an den Trümmern von Lesseps' großem Unternehmen. Wir haben's ja immer gesagt — schreit jetzt diese Gesellschaft schadenstroh — die Sache muß mit einem großen Krach enden, und der Deutsche freut sich, weil der Franzose blamirt sein soll, der Panke aber, weil ihm ein spezifisch amerikanischer Kanal vorschwebt.

Nun ja: nachdem Beide so gehandelt, wie sie es thaten, konnte der Ausfall auch kein anderer sein. Lesseps hatte durchaus nicht die Absicht, den Kanalbau zu einem „national-französischen Werk zu machen. Daß es schließlich so kam, ist nicht seine Schuld. Er wandte sich an die Kapitalisten der ganzen Welt, damit sie zu diesem riesigen und kosmopolitischen Werke beitragen. Er gab sich die größte Mühe. Um die Amerikaner zu gewinnen, zahlte er sogar, in großem Unverständnis über die dortigen Verhältnisse, dem Flottensekretär Thompson in Hayes' Kabinett Jahre lang als „amerikanischem Direktor“ der Kompagnie ein riesiges Gehalt.

Aber die Pankees ließen sich nicht darauf ein, weil ihnen das Risiko zu groß war; die Engländer thaten es nicht, weil sie fürchteten, der Kanal würde schließlich in die Hände der Vereinigten Staaten fallen, die unter dem Clayton-Bulwer-Vertrag allerdings ein gewisses Recht der Kontrolle beanspruchen könnten. Die Deutschen thaten es nicht, weil Lesseps das Reich hat, Franzose zu sein, und die eigene hohe Finanz in Frankreich ließ ihn im Stich.

Nur die Kleinen Leute hatten Vertrauen in den Schöpfer des Suez-Kanals und wohl auch etwas Enthusiasmus für das größte technische Unternehmen der Neuzeit. Die 600 000 Anteile zu 500 Franks, die bis zum Jahre 1886 ausgegeben wurden, waren (und sind wohl auch jetzt noch) in den Händen von 104 345 Personen, wovon 80 839 fünf oder weniger Aktien haben. Darunter befinden sich 16 000 Frauen. Es sind also fast nur kleine Kapitalisten, die sich an den Zeichnungen betheiligen haben.

Das Unternehmen ist jetzt bankrott und selbstverständlich wird nun auf Lesseps geschimpft. Er hat Fehler gemacht, sicherlich; wer hätte das nicht bei einem solchen Unternehmen, das kein Beispiel hat? Seine Kostenvoranschläge waren viel zu niedrig, aber das ist sogar die Regel bei jedem Hausbau; die Administration war in vielen Beziehungen verschwenderisch, aber alles das hätte das Werk nicht ruiniert. Was Lesseps zu Grunde richtete, das war der Kapitalismus.

Als alter Sozialist (Lesseps gehörte zu der Schule Enfantins) hätte er wissen sollen, daß ein Werk, welches nahezu zehn Jahre Bauzeit, und wie es sich jetzt herausstellt, nahezu fünf Milliarden Franks in Anspruch nimmt, nach kapitalistischen Methoden nicht betrieben werden kann. Wenn ähnliche, ja viel geringere Unternehmungen für nötig oder erprießlich befunden wurden, dann halfen immer die Staaten bei. So bei dem Bau von Eisenbahnen. So bei der Gotthardtbahn, die nur eine Bagatelle im Vergleich zu dem Panamakanal ist, wobei Deutschland, Italien und die Schweiz große Subventionen leisteten. Aber die jetzigen Staaten sind ja für ein solches großes Kulturwerk nicht zu vereinnamen, sondern brauchen alles Geld für das Militär, und so ging Lesseps auf eigene Faust vor.

Was ihn ruiniert hat, sind die Zinsen und Kursverluste. Um überhaupt Geld zu bekommen, mußte er die Verzinsung der Anleihen und Aktien während der Bauzeit zuzagen. So erhielten die Inhaber des Aktienkapitals von 300 Millionen Franks fünf Prozent Zinsen für sieben Jahre, also 105 Millionen. Es mußte eine Anleihe um die andere gemacht werden, nur um die Zinsen zu bezahlen. Die neuen Anleihen forderten wieder neue Zinsen. Es mußte weiter geborgt werden; für die Arbeiten am Kanal blieb fast nichts übrig. Diese verlangsamten sich daher ungebührlich. Bei einer solchen Zinslast ohne Erträgniß wird aber die Verzögerung verhängnisvoll.

Die natürliche Folge war, daß neues Kapital mit immer größeren Opfern erkaufte werden mußte. Man verfiel schließlich 100 Franks für 55, und mußte selbstverständlich für hundert Zinsen zahlen. Die weitere Folge war, daß das Grundkapital so riesig anschwoll, daß eine Rentabilität des Kanals, wenn einmal im Betrieb, ganz unmöglich schien.

Endlich war am 28. Juli 1889 gar kein Geld mehr zu bekommen. Da ließ sich die französische Regierung herbei, eine Prämienanleihe zu bewilligen. Durch die Ausschicht auf hohe Gewinne sollten die kleinen Kapitalisten wieder herangelodt werden. Auch das half nur für einige Monate; denn die Anleihe konnte nur zum Theil abgesetzt werden. Und als nun endlich die Kompagnie vor einigen Wochen den letzten Fehlschlag erlebte, war es mit ihr zu Ende. Sie hatte kein Geld, um die Zinsen bezahlen zu können, die jährlich über hundert Millionen Franks betragen, noch weniger, um den Bau weiter zu führen. Ein Versuch der Regierung, die Kompagnie durch ein Moratorium vorläufig zu retten, ist durch die Kammer vereitelt worden.

Man sieht, es handelt sich hier lediglich um einen finanziellen Fehlschlag. Der Kanalbau selbst ist durchführbar und sogar leichter, als man vor einigen Jahren annahm. Ungefähr zwei Drittel der Arbeit ist gethan; allerdings nur für einen Schleusenkanal, der aber vorerst vollkommen genügt. Die Ableitung des Chagres-Fluß durch einen großen Damm stellt sich nach neueren Forschungen lange nicht so schwierig und kostspielig heraus, als erwartet wurde. Könnte die Arbeit energisch aufgenommen und durch zwei oder drei Jahre betrieben werden, so wäre vielleicht noch ein Aufwand von 1000 bis 1500 Millionen Franks zu den etwa 2 Milliarden Franks nötig, die der Kanal und die Schuldscheinebesitzer und Aktionäre bereits verschlungen haben.

Aus alledem geht hervor, daß der Privatkapitalismus ganz unfähig ist, solche große Werke zu unternehmen. Er braucht entweder den Staat, der ihn dabei subventionirt, oder er düpiert die Kleinen Leute, beraubt sie und schöpft nachher das Fett ab. Solche internationalen Werke sollten von den verbündeten Volksgemeinschaften in Angriff genommen werden; die heutigen Staaten aber brauchen jeden rothen Heller zu militärischen Zwecken und haben für Kulturzwecke nichts übrig.

[Nachdruck verboten.]

Ein sozialistischer Roman.

III.

(Fortsetzung.)

ms. „Auch die Regierungen in Ihrem Sinne, Herr West, sind überflüssig geworden durch die Vereinfachung des ganzen öffentlichen Lebens. Fast die einzige Aufgabe der Verwaltung besteht darin, die Industrien des Landes zu leiten. Die meisten Zwecke, um deren Willen früher Regierungen da waren, sind jetzt hinfällig geworden. Wir haben keine einzelnen Staats-Abteilungen, keine Finanz-Verwaltungen mehr, keine Zölle und Steuern, keinerlei

Abgaben und keine Steuer-Erheber. Der Regierung verbleibt, wie Sie wissen, nur noch die richterliche und polizeiliche Thätigkeit. Wie einfach unser Rechtssystem jedoch ist, wenn Sie es mit der riesigen und verwinkelten Organisation Ihrer Zeit vergleichen, habe ich Ihnen schon auseinandergesetzt. Da auch die meisten Kriminalfälle und die Verurteilung dazu kaum noch vorkommen, so ist auch die Zahl und die Thätigkeit der Polizei auf ein Minimum beschränkt."

"Aber wenn Sie keine Landtage haben, und der Reichstag nur auf ganz kurze Zeit zusammentritt, wie bringen Sie es dann überhaupt zu einer Gesetzgebung?"

"Wir haben keine Gesetzgebung, erwiderte Dr. Leete, oder doch wenigstens keine in Ihrem Sinne. Wenn Sie einen Augenblick nachdenken, Herr West, werden Sie finden, daß wir eigentlich gar keine Beziehungen der Menschen zu einander haben, welche zu ihrer Regelung Gesetze erforderlich machen. Die Grundlage, auf welcher unsere Gesellschaft beruht, ist eine derartige, daß alle Streitigkeiten und Unklarheiten beseitigt sind, die zu Ihrer Zeit eine Gesetzgebung nötig gemacht haben. Volle 99 pCt. der Gesetze Ihres Zeitalters hatten die genaue Abgrenzung und den Schutz des Privat-Eigentums zum Zweck, die Regelung der Beziehungen zwischen Verkäufern und Käufern, zwischen Gläubigern und Schuldnern. Wir haben jetzt weiter kein Privatvermögen als das zum persönlichen Gebrauch, keinen Kauf noch Verkauf, keine Verschuldung noch Begleichung von Schulden, und daher ist für uns natürlich jeder Anlaß zu Gesetzen fortgefallen, wie sie sich früher als nötig herausstellten. Früher bildete die Gesellschaft eine Pyramide, die auf der Spitze stand; alle Triebe der menschlichen Natur wirkten beständig dahin, diese Pyramide zu Falle zu bringen und man vermochte sie nur aufrecht oder vielmehr auf-unrecht, — wenn Sie mir das schlechte Wortspiel gestatten wollen — zu halten, indem man sie mit einer ganzen Menge von Stützen, Pfeilern und Verankerungen umgab. Ein Reichstag und vierzig Landtage lieferten jährlich einige 20 000 Gesetze, um die alten zu ersetzen, die theils zusammenbrachen, theils in Folge veränderter Verhältnisse unwirksam wurden. Jetzt ruht die gesellschaftliche Pyramide auf fester Basis, und sie bedarf ebensowenig künstlicher Stützen als die ewigen Berge."

"Aber Sie haben doch wenigstens Gemeindeverwaltungen neben der einen Zentral-Regierung?"

"Gewiß, und diese haben wichtige und ausgedehnte Aufgaben zu erfüllen, für die öffentliche Bequemlichkeit und Erholung wie für die Verbesserung und Verschönerung der Städte und Ortschaften zu sorgen!"

"Doktor, sagte ich im Verlaufe unseres Gesprächs — vom sittlichen Standpunkte ist Ihre Gesellschaftsordnung sicherlich der Art, daß man wahrhaftig sein müßte, wenn man sie nicht bewundern wollte beim Vergleich mit früheren Ordnungen, besonders mit der meines unglücklichen Jahrhunderts! Wenn ich heute wieder in einen tiefen hypnotischen Schlaf verfallen sollte und unter der Entwicklung wieder zurück, anstatt vorwärts schreiten würde, so müßten gewiß alle meine Freunde, denen ich meine Erlebnisse erzählte, freudig zugesehen, daß diese neue Welt an Friede und Glück einem wahren Paradiese gleicht."

"Aber meine Zeitgenossen waren zugleich sehr praktische Leute und nachdem sie ihre Bewunderung über die sittliche Größe und den wirtschaftlichen Glanz Ihres Systems ausgesprochen hätten, würden sie sicherlich sofort zu rechnen beginnen und mich fragen, woher Sie denn die Mittel zu dieser allgemeinen Wohlfahrt erhielten. Denn sicherlich, wenn die ganze Nation so behaglich und selbst in Luxus leben soll, wie ich es hier in meiner Umgebung sehe, so gehört dazu doch ein viel größerer Reichtum, als das Volk meiner Zeit produzieren konnte. Wenn ich also meinen Freunden auch aufs Beste alle hervorsteckenden Züge Ihres Systems zu schildern vermöchte, so könnte ich Ihnen doch auf diese Frage nicht antworten. Und dann würden sie mir bemerken, — denn, wie gesagt, sie waren sehr gute Rechner — daß ich geträumt hätte und Keiner würde mir ein Wort weiter glauben. Ich weiß, daß zu meiner Zeit, wenn man auch eine vollständig gleiche Theilung hätte vornehmen wollen, die jährliche Güter-Erzeugung der Nation es nur gestattet haben würde, höchstens 300 bis 400 Dollars auf den Kopf zu gewähren, also nicht mehr, als den Bedarf zur Deckung des nothwendigsten Lebens-Unterhalts mit Ausschluß jeder Bequemlichkeit und Annehmlichkeit. Wie kommt es denn, daß Sie jetzt so viel mehr übrig haben?"

"Das ist eine Frage, die eine sehr verwickelte Auseinandersetzung erfordert, Herr West — erwiderte Dr. Leete — und ich könnte es wohl verstehen, wenn Ihre Freunde in dem von Ihnen vorausgesetzten Falle erklärten, Ihre Erzählung enthielte nur einen Traum, und wenn Sie darauf nichts entgegnen könnten. Ich vermag diese Frage heute nicht erschöpfend zu beantworten und zum genauen statistischen Beweise meiner allgemeinen Angaben müßte ich die Bücher meiner Bibliothek zu Rathe ziehen. Aber ich kann es doch unter keinen Umständen dulden, daß Sie durch Ihre alten Freunde in Verlegenheit gesetzt werden sollten, da zur Aufklärung schließlich auch nur wenige Bemerkungen hinreichen."

"Fangen wir zunächst einmal mit den vielen Ersparnissen an Gütern an, die wir im Verhältnis zu Ihrer Zeit machen können."

"Wir haben keine Schulden des Reiches, des Staates, der Kreise, noch der Gemeinden daher auch keine Rückzahlungen und Verzinsungen nötig. Wir haben keine

Ausgaben für persönliche oder dingliche Bedürfnisse des Militärs oder der Marine, da wir weder Armee noch Flotte brauchen. Wir haben keine Finanz-Verwaltung, kein Heer von Zoll- und Steuer-Erhebern. Was unsere Justiz und Polizei anbelangt, so genügt der Aufwand, den seiner Zeit Massachusetts allein dafür machen mußte, heute reichlich für die ganze Nation. Wir haben keine Verbrecher, welche den Besitz der Gesellschaft bedrohen. Die Zahl der Personen, die mehr oder weniger arbeitsunfähig sind, in Folge körperlicher Leiden, und die zu ihrer Erhaltung seiner Zeit eine schwere Last für die arbeitsfähigen Leute bildeten — ist jetzt, wo Alle unter gefunden und bequemen Verhältnissen leben, auf eine kaum merkbare Größe zusammengeschrumpft, und von Generation zu Generation geht sie noch mehr zurück."

"Ferner brauchen wir heute kein Geld zum Waarenumsatz mehr und dadurch sind für die Güter-Erzeugung die Tausende frei geworden, die sich ehemals mit Finanz-Geschäften aller Art befassen mußten und die dadurch nützlicheren Berufsweigen entzogen wurden."

"Auch müssen Sie bedenken, daß der Aufwand, den seiner Zeit die Reichen für einen übermäßigen persönlichen Luxus machten, aufgehört hat, obwohl die Ausgaben hierfür vielleicht überschätzt sein mögen. Aber bedenken Sie weiter, daß es heute überhaupt keine Faulenzler mehr giebt, weder reiche noch arme, keine Drohnen."

"Eine andere Ursache der damaligen Verarmung bestand in der riesigen Verschwendung von Arbeit und Mitteln, welche daraus entstand, daß jede Familie für sich zu Hause wusch und kochte und unzählige andere Borrichtungen im häuslichen Kleinbetrieb ausführte, die wir heute genossenschaftlich erledigen."

"Eine noch größere Ersparnis als diese, ja als alle zusammen, wird durch die Einrichtung unseres Verteilungssystems erzielt. Die Arbeit, die einst geschah von Kaufleuten, Händlern, Laden-Inhabern mit ihren verschiedenen Anhängeln von Spekulant, Großhändler, Kleinhändler, Agenten, Geschäftsreisenden und den tausendlei Zwischenpersonen mit der daraus folgenden ungeheuren Verschwendung von Kraft in nutzlosen Geschäftsreisen, Transporten und allen möglichen Klamepraktiken — alles das erreicht man jetzt bei uns mit dem zehnten Theil der früher dazu nothwendigen Leute. Unsere Statistiker berechnen, daß der achtzigste Theil der Arbeiter genügt, um alle Thätigkeiten der Gütervertheilung auszuführen, die zu Ihrer Zeit ein volles Achtel der gesammten Bevölkerung in Anspruch nahmen und diese Kräfte daher der produktiven Arbeit entzogen."

"Jetzt beginne ich zu sehen — jagte ich — wie Sie zu Ihrer größeren Güterfülle kommen."

"Entschuldigen Sie — erwiderte Dr. Leete — das können Sie noch gar nicht sehen. Die Arbeitersparnisse, die ich bisher erwähnte, mögen im Ganzen ... vielleicht die heutige Produktion gegen Ihre frühere um die Hälfte höher stellen. Aber diese Ersparnisse sind kaum der Rede werth in Vergleich zu anderen ungeheuren Kraftverwendungen, die wir heute vermeiden und die daraus entspringen, daß zu Ihrer Zeit die Industrien der Nation Einzelunternehmern anvertraut blieben. Wenn Ihre Zeitgenossen noch so wunderbare Fortschritte in der Technik und in der Ausnutzung aller Naturkräfte und -stoffe gemacht haben würden, so hätten Sie sich doch niemals aus dem Sumpfe der Armut herausarbeiten können, solange Sie an Ihrem privatwirtschaftlichen System festhielten."

"Man kann sich gar keine größere Verschwendung der Arbeitskraft ersinnen, und zu Ehren des menschlichen Geistes kann man glücklicherweise auch sagen, daß dieses System überhaupt nicht von denkenden Menschen erfunden, sondern als ein Ueberbleibsel aus rohen Zeiten vererbt wurde. ..."

"Ich will gern zugestehen — antwortete ich — daß unser wirtschaftliches System kulturell recht niedrig stand, aber als ein bloßes reichthum-erzeugendes Räderwerk, von allen Forderungen des Rechts und der Sittlichkeit abgesehen, erschien es und doch der Bewunderung würdig."

"Ich sagte schon — bemerkte der Doktor — daß die Frage zu weittragend ist, um sie jetzt bis in alle Einzelheiten zu erörtern. Aber wenn Sie wirklich darauf brennen, die hauptsächlichsten Einwände kennen zu lernen, die wir Modernen gegen ihr Wirtschaftssystem erheben, wenn wir es mit unserem vergleichen — so will ich kurz wenigstens die folgenden berühren."

"Die Kräftevergeudung, welche daraus herflammt, daß man die Leitung der Produktion einzelnen unverantwortlichen Privatunternehmern übertrug, die ganz ohne gegenseitiges Einverständnis und Uebereinkommen vorgingen, war hauptsächlich eine vierfache: erstens die Vergeudung durch falschgewählte Unternehmungen; zweitens, die Vergeudung durch den Konkurrenzkampf; und durch die gegenseitige Befehdung derjenigen, welche wirtschaftlich thätig waren; drittens, die Verschleuderung durch die periodisch ausbrechenden Störungen und Krisen mit dem darauf folgenden Stillstand der Industrie; viertens die Vergeudung, weil fortwährend Produktionsmittel und Arbeitskräfte brach lagen und keinen Ertrag brachten. Wenn nur eine dieser Vergeudungen eingetreten wäre, während man die anderen zu umgehen gewußt hätte, so hätte dadurch allein schon eine zum Wohlstand bestimmte Nation zur Armut verurtheilt sein müssen."

"Fangen wir einmal mit der Kräfteverschwendung durch falsch gewählte Unternehmungen an! Da bei Ihnen die Produktion und der Absatz der Produkte ohne jede Organisation und Uebereinstimmung der unzähligen Privatkapitalisten vor sich ging, so wußte kein Mensch genau, wieviel die Gesellschaft gerade von einer Waare

bedurfte und wie weit das vorhandene Angebot reichte. Jedes Unternehmen, das ein Kapitalist begann, war daher ein sehr zweifelhaftes Experiment. Der Unternehmer, der den Bedarf und die vorhandene Gütermenge gar nicht übersehen konnte — wie das jetzt unsere Zentralleitung thut — war niemals sicher, was das Volk wirklich brauchte oder was andere Kapitalisten bereits thaten, um den Bedarf zu decken. Wenn wir das heute bedenken, so wundern wir uns gar nicht, wenn wir hören, daß man im Durchschnitt fast darauf wetten konnte, ein Geschäftsunternehmen werde zu Grunde gehen, und daß einer, der zuletzt doch einen Treffer zog, vorher gewöhnlich öfter schon Bankrott gemacht hatte. Wenn ein Schuster bei jedem Paar Schuhe, das er fertig kriegt, das Leder zu vier oder fünf Paaren vergeudet — von der verlorenen Zeit ganz abgesehen — so hätte er etwa dieselbe Aussicht, wohlhabend zu werden, wie Ihre Zeitgenossen bei ihrem System der Privatunternehmungen, von denen immer vier zu Grunde gingen, während eine glückte."

"Die nächste Ihrer großen Kräfteverschwendungen rührte von der Konkurrenz her. Das gewerbliche Gebiet glied sich einem ungeheuer großen Schlachtfelde, auf welchem die Produzenten, indem sie sich gegenseitig bekämpften, Kräfte vergeudeten, die, wenn sie wie heute in gemeinsamem Zusammenwirken ausgegeben worden wären, die Wohlfahrt Aller hätten begründen können. An Gnade und Barmherzigkeit war in diesem unerbittlichen Kampfe nicht zu denken. Wenn man ein Unternehmen begann, so ging man darauf aus, die Konkurrenzgeschäfte, die von früher her schon bestanden, zu vernichten, um auf ihren Ruinen die eigene Größe aufzubauen, und wenn das glückte, so war man der allgemeinen Bewunderung sicher. Wahrlich, es ist keine Uebertreibung, wenn man diesen Kampf mit dem wirklichen Krieg vergleicht: so sehr verzehrte er geistige und körperliche Kräfte und so bitter waren die Leiden, die er über den Besiegten und seine Angehörigen verhängte. Uns Männern der Gegenwart erscheint fast nichts Befremdender an ihrem Zeitalter, wie die Thatsache, daß Leute, die in demselben Industriezweige thätig sind, sich nicht verbrüdern wie Kameraden und Mitarbeiter an denselben Ziele, sondern sich als Nebenbuhler und Feinde betrachten, die man ersticken und niederwerfen muß. Das kommt uns in der That wie blanke Wahnsinn, wie ein Bild aus dem Tollhause vor. ... Das, Herr West, nannte man im neunzehnten Jahrhundert ein System der „Produktion“. Ich überlasse es Ihnen zu beurtheilen, ob es nicht richtiger wäre, hier von einem System zur Verhinderung der Produktion zu sprechen. ... Unsere Verwunderung wächst aber, wenn wir einige der anderen ungläublichen Vergeudungen betrachten, welche Ihre Zeit kennzeichneten."

"Während man ungeheure Kräfte verschwendete durch verunglückte Unternehmungen und durch den beständigen Ueberlaß des Konkurrenzkampfes, war Ihr System auch noch periodischen Erschütterungen ausgesetzt, welche den Klagen und Unklagen, den erfolgreichen Gurgelabschneider und seine Opfer in gleicher Weise trafen. Ich meine die Geschäftskrisen, die alle fünf oder zehn Jahre wiederkehrten, welche die Industrien der Nation zerrütteten, alle schwachen Unternehmungen zermalzten und selbst die stärksten lähmten, und auf die eine lange, oft vierjährige Periode sogenannten schlechten Geschäftsganges folgte, während welcher die Kapitalisten sich allmählich wieder erholten und Kräfte sammelten, während die Arbeiter Hungers starben und revoltirten. Dann folgte wieder eine kurze Zeit des Aufschwunges, darauf eine neue Krisis mit den daran sich schließenden Jahren der Erschöpfung. Als sich der Verkehr immer höher entwickelte und die Völker gegenseitig von einander abhängig machte, breiteten sich die Krisen über die ganze Welt aus und wuchsen an Heftigkeit ... bis im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts auf ein gutes Jahr zwei schlechte kamen, sodas das industrielle System, das eine ungeahnte Entfaltung und niegekannten Glanz gewonnen zu haben schien, in sich selber zusammenzubrechen drohte. Nach endlosen Diskussionen kamen die Nationalökonomien Ihrer Zeit übereinstimmend zu dem verzweifelten Schluß, daß diese Krisen ebensowenig verhindert oder geregelt werden könnten, wie Heuschreckenfraß oder Stürme; man müsse sie als nothwendige Uebel ertragen, und den zerschlagenen Bau der Industrie, wenn sie verzogen seien, wieder aufrichten, wie die Bevölkerung der von Erdbeben heimgesuchten Länder ihre Städte auf demselben vulkanischen Boden wieder aufbaut. (Fortsetzung folgt.)"

Alters- und Invalidenrente, Beitragsjahr und Arbeitszeit.

Ein wichtiges Zugeständnis seitens der Unternehmer.

Auf dem Verbandstage der deutschen Baugewerkschaftsvereinigungen am 1. September v. J. zu Stuttgart ist festgestellt worden, daß die durchschnittliche jährliche Arbeitszeit der Bauhandwerker zweihundertzwanzig Tage beträgt.

Wir geben den diese Sache betreffenden Protokoll-Abchnitt jener Versammlung wörtlich wieder:

„ad VIII der Tagesordnung ist der bereits im vorigen Jahre verhandelte Antrag der Hamburgischen Baugewerkschaftsvereinigungen, betreffend die einheitliche Ermittlung der Durchschnittszahl der versicherten Arbeiter, wiederum eingebracht und damit motivirt, daß die aus den Rechnungsergebnissen des Jahres 1886 zu entnehmenden Zahlen, beziehungsweise zu berechnenden Jahresarbeitsverdienste der Arbeiter den Vencis der Unrichtigkeit der Durchschnittszahl liefere, während doch diese Grundlage aller Statistik möglichst genau sein müsse. Es wird vor-

geschlagen, die Summe der aus den Lohnnachweisungen sich ergebenden Tagewerke durch 250 zu dividieren, da diese Zahl bereits als Norm für die regelmäßige Beschäftigung eines Arbeiters in einem Jahre, in Bezug auf die Selbstversicherung, vereinbart worden.

Herr Gerhardt-Eberfeld und Andere unterstützen den Antrag, doch wird die Zahl 250 als Divisor mehrfach für zu groß erachtet und dafür die Zahl 220 vorgeschlagen. Der Herr Vorsitzende führt die Entscheidung durch Abstimmung herbei und dadurch den Beschluß, daß fortan die Summe der Tagewerke durch 220 zu dividieren vorgeschlagen wird.

Die Sache ist für die Arbeiter natürlich wichtig bei etwa wieder vorkommenden Ausständen, wenn die Unternehmer dem Publikum von dem hohen Jahresverdienst der Maurer und Zimmerer vorzunkern.*)

220 Tage kann ein Maurer oder Zimmerer durchschnittlich im Jahre arbeiten, wenn er immer Arbeit erhält und nicht wegen Arbeitsmangel feiern muß!

Das macht im Jahr $220 : 6 = 36\frac{2}{3}$ Wochen. 47 Wochen soll das Beitragsjahr der Alters- und Invalidenversicherung haben, fehlen also $10\frac{1}{3}$ Wochen jährlich.

Bei der Altersrente erhöht sich auf diese Weise die Wartezeit von 30 Beitragsjahren auf nahezu 39 Kalenderjahre. In den 50 Wartejahren, die zum Erreichen der höchsten Invalidenrente erforderlich sein sollen, sind 2350 Wochen enthalten. Um sie zu erreichen, braucht der Bauhandwerker mehr als 64 wirkliche Jahre, wenn er immer Arbeit hat: er wird dann also mindestens 81 Jahre alt! Wohl bekomme es ihm.

*) Es sind übrigens dabei die Tage noch nicht in Abzug gebracht, die der Bauhandwerker durch Kaufen nach Arbeit oder sonstige Beschäftigungslos ist, wenn das Wetter das Arbeiten gestatten würde.

Ein Ende dem Bruderzwist!

Unter den Deutschen Maurern bestand bekanntlich seit fast drei Jahren ein Zwiespalt, der dieselben in zwei nahezu gleiche Theile gespalten hatte. Es war dadurch jede gemeinsame Thätigkeit gelähmt und konnte nach keiner Richtung hin die Günst der Verhältnisse gehörig ausgenutzt oder ein Angriff mit dem nöthigen Nachdruck abgewehrt werden.

Beiderseits war man von der Unhaltbarkeit dieses Zustandes vollständig überzeugt und gaben einige Berliner Maurer die Anregung, eine Verständigung zu suchen. In Folge dieser Anregung hatten sich am 2. d. M. einige der hauptsächlichsten Führer der deutschen Maurerschaft beider Richtungen in Bremen versammelt, um eine Ausgleiche des Maurerstreites anzubahnen.

Dank dem beiderseitigen Friedensbedürfnis führten diese Verhandlungen ohne große Mühe und fast ohne jeden Widerspruch zur einstimmigen Annahme von Vorschlägen, welche die Beilegung des Streites in kürzester Zeit in ganz sichere Aussicht stellten.

Es galt hauptsächlich, zu verhindern, daß der Streit in den Organen der beiden Richtungen in der Weise weiter geführt würde, wie es leider häufig genug geschah, und wurde also beschloffen mit Zustimmung der anwesenden Schriftleiter der beiden Blätter, daß von nun ab der gegenseitige Streit, insbesondere soweit er sich auf Personen und persönliche Fragen bezieht, eingestellt wird und beide Blätter die für die deutschen Maurer wichtigen Vorkommnisse sämtlich ihren Lesern vorführen werden, gleichgültig, welche Seite sie betreffen.

Dann mußte verhindert werden, daß nicht etwa

wieder zwei Kongresse, je einer von jeder der beiden Richtungen berufen werde.

Zu dieser Frage erklärte die Versammlung, daß beide Theile den Kongress anerkennen und beschiden werden, der von der (durch die Kasseler Zusammenkunft der deutschen Maurer der einen Richtung) eingesetzten Kommission berufen wurde.

Es wurde schließlich noch Gemeinsamkeit der Ansichten darüber erzielt, daß dieser Kongress so früh als möglich, aber nicht vor Mitte März oder nicht später als gleich nach Ostern berufen werden soll.

Die Stimmung, die sich allerseits kund gab, war eine so friedfertige, daß wir hoffen dürfen, die noch gebliebenen Verschiedenheiten werden sich auf diesem, nach drei Jahren wieder ersten Voll-Kongress der deutschen Maurer leicht und ohne jede Schwierigkeit ausgleichen lassen.

Wir können so hoffen, diese große und wichtige Gewerkschaft wieder ihren Marsch gemeinsam und mit vereinten Kräften zum Heile der gesammten Arbeiterbewegung fortsetzen zu sehen.

Briefkasten.

Die Freunde unserer Zeitung ersuchen wir um gefällige Mittheilungen von Adressen aus ihren Bekanntenkreisen von solchen Personen (besonders auswärtig) welche voransichtlich geneigt sind, auf die „Volkstribüne“ zu Neujahr zu abonnieren. Nach Empfang der Adressen werden wir an die Betreffenden Probenummern unserer Zeitung absenden. Natürlich muß die Mittheilung rasch geschehen.

Kolporteur. Das Schwarz'sche Buch über Lübeck können Kolporteurs zu äußerst ermäßigtem Preise beziehen durch die Verlagsbuchhandlung, Hamburg, Große Theaterstr. 44.

Restaurant Herm. Liewald,

Mariannenstrasse 46, empfiehlt seinen großen Mittagstisch nach Auswahl mit Bier 45 Pfg. — Abendstisch nach Auswahl zu mäßigen Preisen, sowie vorzügliches Weiß- und Baitrisch-Bier.

Ein Vereinszimmer mit Pianino, 50 Personen fassend, ist zu vergeben.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager von C. Klein, 15. Nitterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gürtler u. Bronceure (E. S. 60.)

Wohlschmeckende, gesundheitsgemäß bereite Speisen werden zu billigen Preisen nach stets reichhaltiger Karte im neu eröffneten Vegetarischen Speisehause

von H. Kacmerer, Spandauerstraße 70/71 I.

(Gefe der Kaiser Wilhelmstr.) von Mittags 12 bis Abends 10 Uhr verabreicht. — Behagliche Räume. — Besondere Zimmer für Damen. — Kein Trinkgeld. — Kein Bierzwang.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager, empfiehlt E. Wilsohke, Junkerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

Kaffee-Restaurant H. Hoffmann,

Kaiserstraße 4.

empfehlen sein Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal allen Freunden und Genossen, sowie seiner werthen Nachbarschaft.

Bureau-Vorsteher a. D.,

Ulrich, Jurist, in kaufm. Buchführ. geübt, mit schön. Handschr., er bietet sich zu jedweder Arbeit, auch z. Unterrichts, von Kindern. Sucht, ist in Folge jahrelanger, sehr harter Gast ohne Ertragsmittel und äusserst leidend, aber noch arbeitsfähig. Die Adresse ist in der Exp. d. Bl. zu erfahren.

Für Zetel (Oldenburg)

nimmt Bestellungen auf die „Berliner Volkstribüne“ entgegen

Tischler Friedrich Gilers, bei Johann Prull.

Kötzschenbroda b. Dresden.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ liefere ich für 50 Pf. monatlich frei in's Haus und sehr recht zahlreichen Bestellungen entgegen.

E. Lehmann, Uferstraße 6.

Verband deutscher Mechaniker und verw. Berufsgenossen.

(Zahlstelle Berlin.)

General-Versammlung

am Mittwoch, den 9. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, bei Sammers, Kommandantenstr. 71—72.

- Tagesordnung:
1. Kassenbericht vom IV. Quartal.
 2. Jahresbericht des Vorstandes.
 3. Bericht des Ausschusses.
 4. Wahl des Gesamt-Vorstandes.
 5. Verschiedenes.
 6. Fragelasten.

Aufnahme neuer Mitglieder. Mitgliedsbuch legitimirt.

Der wichtigsten Tagesordnung wegen bittet um recht zahlreiches Erscheinen

Der Vorstand.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.

Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete

Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft

der Schneider zu Berlin (E. G.)

30 Zimmerstrasse 30

empfehlen sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.

Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand. Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahrs- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Kommandantenstrasse 35, I.

Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand.

Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahrs- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Kommandantenstrasse 35, I.

Gold- und Silberwaaren

zu Fabrikpreisen.

Grosse Auswahl goldener Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons, Broches und Ohringe, sowie in Golddoublet und Silber. Spezialität: Fabrik massiver Ringe, Lager in goldenen Damen-Uhren, Korallen, Granaten und Silbersachen. Korallenschnüre in den schönsten Farben und grosser Auswahl bei billigster Preisberechnung.

Trauringe à Ducaten 11 Mk.

Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen.

Aug. Schulze, Goldarbeiter

BERLIN,

35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe.

Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Kommandantenstrasse 35, I.

Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Kommandantenstrasse 35, I.

Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Kommandantenstrasse 35, I.

Geschäfts-Eröffnung!

Cigarren und Tabake

von

Gottfried Schulz

Admiralstr. 40 a, am Kottbuser Platz.

Empfehle mein reichhaltiges Lager von

Brasil- und Sumatra-Cigarren, Cigaretten, Rauch-, Kau-

und Schnupftabaken.

Die Besorgung der

„Berliner Volkstribüne“,

pünktlich ins Haus, habe ich im Auftrage der Expedition für die Noabiter Gegend übernommen. Recht zahlreichen Bestellungen entgegen-

sehend.

Robert Hein,

Birkenstr. 31, Hof part.

Bautzen.

Abonnements für die

„Berliner Volks-Tribüne“

übernimmt

John Schwabel, Kornmarkt 6.

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, 5. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.

Außerordentliche

General-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn W. Bruns.
2. Vereinsangelegenheiten und Fragelasten.

Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen.

Der Vorstand.

Allgemeiner Metallarbeiter-Verein

Berlins und der Umgegend.

Gr. Versammlung

Montag, Abends 8 Uhr

Gesellschaftshaus Ostend

Müdersdorferstr. 46 (gegenüber dem Ostbahnhof).

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille. Thema: „Das Wesen der Freiheit“.
2. Aufnahme neuer Mitglieder.
3. Verschiedenes. Fragelasten.

Gäste haben Zutritt. Auch werden daselbst die Mitgliedsbücher ausgegeben. Um recht zahlreichen Besuch betreffs des Vortrages bittet

Der Vorstand.

General-Versammlung

des Vereins der

Freien Vereinigung und Fach-

genossen der Maurer Berlins

Sonntag, den 6. d. M., Vormittags 10 Uhr,

im Lokale Samsouci, Stollbajer 4a.

Tagesordnung:

1. Die Bedeutung der Gewerkschaften für die Arbeiterbewegung. (Ref.: Max Schippel.)
2. Diskussion.
3. Bericht der Revisoren.
4. Verschiedene Vereinsangelegenheiten. Mitglieder werden aufgenommen.

Eine zweite Versammlung findet am

Donnerstag, den 10. d. M.,

Abends 8 Uhr, im Lokale Königshof, Bülow-

straße, statt.

Tagesordnung:

1. Die Entwicklung der Gewerkschaften in den letzten 40 Jahren.
2. Diskussion.
3. Verschiedene Vereinsangelegenheiten.

Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Verein zur Wahrung der

Interessen der Schuhmacher und

Berufsgenossen.

Montag, d. 7. d. M., Abends 8 1/2 Uhr,

in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28.

Versammlung.

Tagesordnung:

Vortrag über Volkswirtschaftliche Theorien.

Der Arbeitsnachweis

für

Schlosser und Berufsgenossen

befindet sich im Lokal des Herrn Sodike,

Nitterstraße 123.

Kontrolle Abends 8—10 Uhr, Sonntags von

9—11 Uhr Vormittags.

Der Arbeitsnachweis

der

Glavierarbeiter

befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im

Restaurant Pfister. Die Adressenausgabe findet

jeden Abend von 8—9 1/2 Uhr und Sonntags

Vormittags von 10—11 1/2 Uhr, sowohl an Mit-

glieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich

statt.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete

Arbeitsnachweis befindet sich Alte Jakobstr. 38

Froggy und sein Bruder.

Eine Geschichte.

Nach dem Englischen.

I.

In Shoreditch, einem der elendsten Stadttheile Londons, wohin der im Ueberfluß Brassende des Westens wohl nie seinen Fuß setzt, lebte vor etlichen Jahren eine Familie, die aus Vater, Mutter und zwei kleinen Buben bestand.

Ihr ganzer Reichtum war ein Marionettentheater, bei dessen Vorstellungen Jeder von ihnen mitwirkte, Benny, der jüngste Bube ausgenommen, der noch zu klein war, um sich nützlich zu machen. Während der Vater, hinter einem grünen Vorhang verborgen, den Kaspar und den Polizisten mit näselnder, den Kindern wohlbekannter Stimme plaudern machte, stand die Mutter, welche Benny auf dem Arm trug, hinter der kleinen Parade Wache, um Neugierige abzuwehren, die das Geheimniß der Koulissen zu ergründen suchten. Froggy, der ältere Bube, welcher kaum größer als Benny war, stand unterdeß neben der großen Trommel und überwachte die Fenster der Nachbarschaft: war der Augenblick der Kollekte gekommen, so konnte er seiner Mutter sagen, welche Fenster während der Vorstellung als Logen gedient, und wo man folglich einfallen gehen konnte.

Der Bube hieß eigentlich Thomas oder Tommy, aber sein Vater hatte für ihn den Namen Froggy, d. h. Fröschen, aufgebracht, weil er oft an einem heiseren Husten litt, der an das Quaken der Frösche erinnerte, und weil sich seine kleinen Hände im Winter stets eisig kalt anfühlten.

Das Leben dieser armen Leute war hart genug. Jeden Morgen verließen sie Shoreditch, um nach den wohlhabenderen Stadtvierteln zu wandern, deren Bewohner sich den Luxus leisten konnten, den Hanswürst zu sehen. Im Sommer wie im Winter, bei Regen, Schnee und Hagel wie bei Sonnenschein hieß es für sie: vorwärts. Das schlechte Wetter gerade verhalf der Familie zuweilen zu einer besseren Einnahme. Wenn sich die Kinder der Reichen an Regentagen zu Hause langweilten und der Mutter die Hände zu tun waren, so schlug sie an ihr Ohr, so konnten sie gar eindringlich bitten und betteln, „nur noch dieses Mal“ den Kaspar sehen zu dürfen. Die Eltern ließen sich meist rühren, und an einem Fenster des Erdgeschosses erschienen dann zwei bis drei glückstrahlende Kindergesichter, welche der herumziehenden Truppe das Zeichen für den Beginn einer Vorstellung gaben. Der geheimnißvolle Kasten ward geöffnet, der Vorhang ging auf, Kaspar, der Polizeikommissar, der Doktor u. erschienen auf der Szene. Das waren die guten Tage.

Aber oft bot die arme Familie auf dem Heimmarfch einen traurigen Anblick. Der Vater, mit dem kleinen Theater beladen, ging voraus, und sein unsicherer Schritt zeugte von häufigen Stationen in der Edeute. Dann kam die bleiche, abgeehrte Mutter, welche jeden Augenblick von einem trockenen Husten geschüttelt ward, er trug Benny und that ihr Bestes, Froggy zu trösten, der sich an ihrem ärmeligen Rock klammerte und einmal über das andere ausrief:

„Ach, Mutter, wie müde ich bin! wie müde ich bin! Wenn ich doch klein wie Benny wäre, damit ich auch getragen würde.“

Und die Mutter antwortete gutmüthig scheltend: „Schäme dich doch! Froggy ist ein großer Junge! . . . Froggy ist artig und marschirt tapfer darauf los, bald wird er zu Hause am Tisch sitzen und zufrieden sein.“

Der kleine Mann fand dann seine Kräfte wieder und sagte kein Wort, bis man das elende Loch erreichte, das die armen Leute ihr Heim nannten.

Das Heim hatte sicher nichts Verführerisches. Es war eine nackte, bei einer benachbarten Feuersbrunst halb verbrannte Mansarde, die an einem schmutzigen, schwarzen Hause lebte. An fast sämtlichen Fenstern fehlten die Scheiben, denn dieselben waren nie ersetzt worden, seitdem sie von dem Ruf der Flammen zerfprungen waren. Der Umstand trug während der Winternächte gerade nicht zur Behaglichkeit der Bewohner bei, aber er hatte auch einen Vortheil: die dem Gin (Wachholderbranntwein) ergebene Hausbesitzerin, die sich nie zu Reparaturen entschließen konnte, vermietete die Mansarde zu einem sehr mäßigen Preis.

Die Mutter Froggy's hatte etliche zerbrochene Scheiben mit Papier verklebt, mit alten Lumpen hatte sie Löcher verstopft, und so drang zwar nicht viel Licht in die Wohnung, aber der Wind wurde wenigstens in Respekt gehalten. Samstag Abend kam die Arme stets etwas früher nach Hause, um das Haus für die ganze Woche schön zu machen. Auch sie fühlte das Bedürfnis, ihrem Heim für den Ruhetag einen festlichen Anstrich zu geben, den allerdings nur ihre eigenen Augen wahrzunehmen vermochten.

Am einem Dezemberabend war der Heimmarfch der Familie trauriger als je. Den ganzen Tag über war ruffiger Schnee gefallen, wie er nur in London fällt.

[Nachdruck verboten.]

Wie gewöhnlich hatten sie Tausende von Straßen und Plätzen durchwandert, aber sie hatten fast nichts verdient und kamen mit leeren Taschen heim. In düsteres Schweigen versunken marschirte der Vater voraus, Niemand ausweichend, rechts und links an Passanten anstoßend. In triefenden, am Leibe festklebenden Kleidern kam die Mutter mit den Buben hintenach. Benny schlief, Froggy hielt jedoch die Augen weit offen und verlor nichts von dem, was um ihn her vorging. Ohne selbst recht zu wissen warum, fühlte er, daß heute Abend in Haltung und Gang seiner Mutter etwas schrecklich Beunruhigendes lag. So wanderte er ohne Klagen vorwärts, er fühlte instinktiv, daß nicht der Moment dazu angethan war, die Mutter zu quälen. Wenn eine Gasflamme ihr Licht auf sie warf, erschien sie ihm entsetzlich bleich. Warum ging sie mit so unsicheren, schwankenden Schritten? Warum schien sie unter dem leichten Gewicht Benny's zusammen zu brechen? Warum sprach sie nicht?

Alle diese Fragen drängten sich durch Froggy's kleines Gehirn, während er der armen Frau folgte. Plötzlich überfiel ihn eine unerklärliche Angst.

„Mama“, sagte er, „warum sagst Du nichts? Schläfst Du?“

Die Frau fuhr beim Klang seiner Stimme erschrocken zusammen: „Nein, Froggy, erwiderte sie, während sie einen Seufzer zu erlösen suchte, aber mir ist schlecht, sehr schlecht. Ich weiß nicht, ob ich bis nach Hause kommen kann.“

„So gib mir Benny, Mutter“, schlug der Kleine vor, „ich kann ihn tragen, er ist nicht zu schwer für mich.“

Damit stellte er sich vor sie hin und streckte die Arme aus, um die Last in Empfang zu nehmen, welche die Mutter lautlos aus ihren Händen gleiten ließ. Sie mußte sehr krank sein, damit sie Benny seinem älteren Bruder anvertraute. Noch nie hatte Froggy den Kleinen tragen dürfen, da sie stets befürchtete, beide Kinder könnten fallen.

Mit etwas leichtem Schritt marschirte die Mutter nun vorwärts, aber von Zeit zu Zeit mußte sie stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. Froggy versuchte dann die Erschöpfte zu stützen, er sprach ihr Muth zu, wie sie so oft mit ihm gethan.

„Nun sind wir schon in Shoreditch, Mutter“, tröstete er, „nimme Dich noch ein wenig zusammen, gleich sind wir zu Hause! . . . Ach, wer hilft nur der Mutter nach Hause zu gehen? Warum läuft Papa so schnell? Ich könnte den Kasten tragen, und er könnte die Mutter führen. . . . Aber ich sehe ihn nicht.“

Nachdem sie unzählige Male Halt gemacht, langten sie endlich vor dem Hause an. Benny stieß die Thür auf und war mit zwei Sprängen in der Mansarde.

„Vater“, rief er, „komm schnell und hilf der Mutter die Treppe herauf. Sie steht unten und ist so müde, so müde.“

Der Mann stürzte eilig die Treppe hinunter, trug die an der Thürschwelle ohnmächtig zusammengebrochene Frau in die Mansarde und legte sie behutsam auf dem Strohsack nieder, der ihnen als Bett diente. Er nahm ihr die durchnähten Kleider, die lothigen Schuhe ab, kühlte sie in die einzige vorhandene Decke und suchte sie zu erwärmen.

Sie war ihm stets eine ergebene, liebevolle und treue Gefährtin gewesen. Der Gedanke, sie zu verlieren, erfüllte ihn mit Entsetzen. Sie war von jeher nicht kräftig gewesen, aber so schwach wie heute hatte er sie noch nie gesehen. Kaum war sie sonst nach Hause gekommen, so bereitete sie das Abendbrot und suchte Alles so behaglich zu machen, als es ihre Armuth nur zuließ. Sie machte es dem Vater bequem, sie fütterte die Kleinen und machte sie durch liebevolle Pflege das schlechte Wetter, die Müdigkeit, das Elend vergessen.

Wie anders war es heute! Unbeweglich, stumm, mit geschlossenen Augen lag sie da, ohne Bewußtsein dessen, was um sie her vorging. Der Vater zündete Feuer an, um Thee zu kochen. Er befahl Froggy den Kleinen zu füttern und zu Bett zu bringen. Die Herstellung von Benny's Lagerstatt erforderte besondere Vorbereitungen, denn das Bäckchen schloß oben auf dem kleinen Theater, und Froggy hatte sich schon oft die Frage gestellt, wo Benny schlafen sollte, wenn er so groß sein würde, daß seine Beine über den Kasten herabhängen müßten. Aber Froggy erledigte sich dieser Aufgabe mit großem Geschick, und nachdem er den kleinen Bruder mit ernster Würde abgefüttert, entkleidete er ihn, legte ihn nieder, deckte ihn sorgfältig zu und wiegte ihn, bis er eingeschlafen war. Darauf schlich er auf den Behenspielen zum Vater:

„Ich habe Benny zu Bett gebracht“, sagte er, „was soll ich nun thun?“

„Auch schlafen gehen, hübsch still und ruhig sein“, lautete die Antwort.

Froggy zog sich in einen Winkel des Zimmers zurück und streckte sich auf einem kleinen Strohsack aus. Er war hungrig und hätte gern zu Abend gegessen, aber angesichts der kranken Mutter und des besorgten Vaters wagte er nicht, seine Portion zu fordern. Er gab sich alle Mühe zu schlafen, allein der Hunger hielt ihn wach. Lange lag er mit weit offenen Augen da. Er betrachtete

die jämmerliche Wohnung, mit den feuchten, kalten Wänden, die qualmende, im Windhauch flackernde Kerze, das Kasparletheater, welches Benny trug. Aber seine Blicke wanderten immer wieder zu dem Lager zurück, auf dem die Mutter ruhte. Er sah, wie der Vater Thee brachte, wie die Kranke zu trinken versuchte. Stunden vergingen so, und endlich schlossen sich die schwer gewordenen Lider des Kindes.

Es tagte bereits, als Froggy erwachte. Der Vater wachte noch neben der armen Lagerstatt, und die Mutter sprach zu ihm:

„Harry“, sagte sie mit schwacher Stimme, „ich glaube wohl, daß wir zum letzten Mal miteinander Vorstellungen gegeben haben.“ Es schien Froggy, als ob er Schluchzen hörte.

„Du bist ein gutes Weib gewesen, Jeanie“, sagte der Vater, „Du warst geduldig und sanft. Wenn ich je ein böses Wort gesagt, so verzeih mir.“

Deutlich tönte jetzt Schluchzen an Froggy's Ohr, seine Augen füllten sich mit Thränen. Nach einer kurzen Pause murmelte die Mutter mit noch schwächerer Stimme: „Verlier den Muth nicht, Mann, pflege die Kinder gut! Schicke Froggy in die Abendhsule. Erzähle den Kleinen, daß ich in ein anderes Land gegangen . . .“

Bei diesen Worten schlüpfte Froggy flink wie ein Häschen unter seiner Decke hervor, eilte barfuß durch das Zimmer und stellte sich an das Lager der Sterbenden.

„Mutter! . . . Mutter!“ rief er aus. . . . „Du willst in ein anderes Land reisen? Wohin gehst Du, sag?“

Und als die Antwort auf sich warten ließ, drängte er in den Vater um Auskunft.

„Vater“, frag er, „ist das Land weit. Kostet das Reisebillet viel? Wo ist das Land?“

„In dem Lande sind alle Menschen glücklich“, antwortete der Vater schluchzend.

„So will ich auch in das Land“, stieß der Knabe fast ungeduldig hervor. „Warum willst Du ohne uns, ohne Benny und mich abreisen, Mutter? Warum gehen wir nicht alle zusammen dahin, wenn man dort glücklich ist?“

„Bald kommt auch ihr alle in das Land, Harry, Froggy und Benny“, murmelte die Mutter, ehe sie in einem Seufzer ihr Leben aushauchte.

„Jeanie, meine Jeanie“ schrie der Mann in wildem Schmerz, ohne Antwort zu erhalten.

„Ist Mutter in das schöne Land gegangen?“ frag Froggy leise, während er den Vater anschaute.

„Ja, ja, Froggy“, gab der Vater unter Thränen zurück. „Nun hat Mutter keine Sorgen mehr, sie ist nie mehr müde und krank.“

„Um so besser“, sagte das Kind, „da bin ich zufrieden und gehe wieder schlafen.“

Froggy suchte seinen Strohsack wieder auf und schloß die Augen. Aber lange noch hörte er, wie der Vater neben der todtten Mutter schluchzte, und ohne zu wissen warum, brach auch er in Thränen aus, obgleich er im Grunde seines Herzens froh war, daß seine Mutter nie mehr müde und krank sein würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die soziale Gleichheit eine Forderung der Moral.*)

2. Die soziale Gleichheit.

B.W. Ueber den Begriff „sozial“, welcher eine Schöpfung der Neuzeit ist, hat sich der Sprachgebrauch noch nicht geeinigt; die Vorstellungsmasse, welche das Wort „sozial“ bezeichnet, befindet sich noch in einem Zustande des Fließens, der Veränderung; der Kristallisationsprozeß des Begriffes (sozusagen) ist noch nicht vollendet. Deswegen empfiehlt es sich nicht, für den Begriff „sozial“ eine feste Formel aufzustellen. Dies ist für unsern Zweck auch gar nicht nöthig. Unser Zweck wird hinlänglich erreicht, wenn die wesentlichen Bestandtheile des Begriffes, diejenigen Vorstellungsgruppen, welche der Sprachgebrauch übereinstimmend zu ihm rechnet, in's Auge gefaßt werden. Zu diesen feststehenden Theilen des Begriffes „sozial“ gehören diejenigen Verhältnisse der Gesellschaft, von denen in Abhängigkeit stehen: die Erziehung im weitestem Sinne, die körperliche, geistige und sittliche Erziehung, die Erziehung während des gesammten Lebens; der Beruf, die Wahl desselben, die Befriedigung innerhalb desselben; der Erwerb, die davon bedingte Nahrung, Wohnung und Kleidung, sowie das gleichfalls davon abhängige Vergnügen; und das Familienleben.

Die sozialen Verhältnisse unserer Gesellschaft zeigen eine bedeutende Ungleichheit. Eine an Zahl höchst geringe Gesellschaftsklasse ist in der Lage — wenn sie auch selten von dieser Günstigen Gebrauch macht — eine gute Erziehung zu empfangen, einen Beruf zu wählen, welcher der Neigung entspricht, gute Nahrung, Wohnung und Kleidung, reichliches Vergnügen und Familienglück zu genießen, bei Krankheit und im Alter wohl versorgt zu

*) Vergl. Nr. 50, 1888. Wir bemerken übrigens, daß wir vielfach anderer Ansicht wie der Verfasser sind und auf das Thema zurückzukommen gedenken. D. Red.

sein. Die große Mehrzahl des Volkes dagegen muß von Kindesbeinen an der körperlichen Pflege entbehren und vielfach mit noch unentwideltem Körper harter Arbeit fröhnen; die geistige Ausbildung dieser Mehrzahl, des eigentlichen Volkes, befähigt dasselbe nur zur Handarbeit, hält es in Unkenntnis über wichtige Thatsachen der Natur und Gesellschaft und macht ihm höhere Geistesgenüsse nicht zugänglich; der Beruf wird fast allgemein von den Verhältnissen aufgenötigt, ist hart und nimmt Kraft und Zeit übermäßig in Anspruch; der Erwerb ist derartig gering, daß die nothwendigsten Bedürfnisse nur kümmerlich befriedigt werden, Vergnügen nur spärlich und in groben Formen genossen wird, und die Sorge den Arbeiter während des ganzen Lebens begleitet, da bei Arbeitslosigkeit, welche häufig eintritt, das Einkommen aufhört, und für Krankheit und Alter so gut wie gar nicht gesorgt ist; das Familienleben der großen Volksmasse verkümmert unter diesen Umständen und bringt nur spärliches Glück hervor.

Unter sozialer Gleichheit ist demnach ein Zustand der Gesellschaft zu verstehen, welcher die angezeigten Klassenunterschiede beseitigt. Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß die anzustrebende soziale Gleichheit nicht etwa gleich schlechte Verhältnisse bedeutet, sondern gleichmäßig gute; die Gleichmachung soll nicht die gut situirten Klassen auf einen tieferen Standpunkt bringen, sondern die elend lebende Masse zu möglichst günstigen Lebensbedingungen emporheben. Die soziale Freiheit ist also ein nothwendiger Bestandteil der sozialen Gleichheit.

Eine Gesellschaft von sozialer Gleichheit würde etwa folgendermaßen beschaffen sein: Die Kindererziehung wird mit den zur Erzielung gutbefähigter Menschen denkbar besten Mitteln betrieben; selbstverständlich vermag nur die Gesellschaft bzw. eine von der Gesellschaft betriebene Erziehungsanstalt, dieses Ideal zu erreichen; die Erziehungsanstalt sucht alle Kinder ohne Unterschied des Standes und Einkommens der Eltern körperlich, geistig und sittlich auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen; der Grenzpunkt für die Bemühungen der Erzieher ist einzig und allein die Grenze der Befähigung des Jünglings. Ist diese Grenze erreicht, so ist weiterhin dafür zu sorgen, daß der zu entlassende Jüngling denjenigen Lebensberuf oder diejenigen Lebensberufe einschlägt, zu denen er wirklich berufen, d. h. durch Anlage und Neigung bestimmt ist; die Berufswahl wird also eine freie sein. Die Berufstätigkeit wird den wahren Zweck der Arbeit erreichen, nämlich den Menschen nur so weit anstrengen, als es die Hervorbringung der zum guten Leben nothigen Produkte erfordert, und durch diese mäßige, nicht einseitige Anstrengung das Lebensgefühl erhöhen, sowie Schaffensfreudigkeit bewirken. Was die Idealgesellschaft befähigen, angenehm und gesund zu wohnen, sich gut zu nähren und zu kleiden, ein hinreichendes Maß von Muße und Vergnügen, insbesondere edlem Vergnügen, zu genießen und in Krankheit und Alter sich zu pflegen. Das Ideal des Familienlebens verlangt in erster Linie Befreiung der Ehe vom Druide derjenigen Verhältnisse, welche heutzutage die Liebesbeziehung erschweren; diese Befreiung wird besonders dadurch herbeigeführt, daß Weib sowohl wie Mann im Lebensalter der Geschlechtsreife wirtschaftlich völlig frei dastehen und also heirathen können, ohne Noth befürchten zu müssen. Das Familienleben solcher ungefährdeten Liebesbeziehung wird glücklich und für die Gesellschaft segensreich sein.

3. Die Moral und ihre Folgerungen.

Unter Moral ist an dieser Stelle zu verstehen nicht der Inbegriff der moralischen Triebe, derjenigen Forderungen, welche ein sittlich gebildetes Gemüth unmittelbar aus seinem sittlichen Bewußtsein heraus aufstellt, sondern die Moralphilosophie, welche ihre Sätze logisch begründet. Die Berufung auf die Stimme des Herzens enthält keinen allgemeingültigen wissenschaftlichen Zwang; mit dem Herzen kann man nichts beweisen, denn das sittliche Gefühl der einzelnen Völker und Zeiten hat sich in unzählbaren Fällen widersprochen. Und auch in unserer Zeit trifft das sittliche Gefühl durchaus nicht immer das Rechte. Stellen wir uns z. B. vor die Frage: soll ein Familienvater in erster Linie für seine Familie sorgen, oder giebt es etwas, das mehr Rücksicht verdient, z. B. die Ueberzeugung, die Menschheit? Sicherlich wird in der Brust eines Menschen vom gewöhnlichen Schläge das Gewissen sprechen: zuerst kommen deine Kinder und deine Frau. Und doch wagt, wenigstens in der Theorie, wohl kein Philister Arnold von Winkelried einen pflichtvergessenen Menschen zu schelten, weil derselbe die Freiheit der Schweiz mehr liebt, als seine Familie. Aus dem bloßen Gefühl kann demnach die Nothwendigkeit der sozialen Gleichheit nicht hergeleitet werden.

Wem aber sonst sollen wir unsere Führung anvertrauen, wenn das Herz irren kann? — dem Kopfe! Die Moralphilosophie hat in Fällen zu entscheiden, wo das Gemüth Anweisung verdient. — Welche Moralphilosophie?

Es dürfte nöthig sein, zunächst zu zeigen, wie der Verstand nicht verfahren darf, um die soziale Gleichheit als moralische Forderung zu erweisen. Wenigstens ein moralphilosophischer Gedankengang, welcher in zahlreichen Köpfen lebt, möge hier widerlegt werden. Aus der Behauptung, daß alle Menschen von der Natur wesentlich gleich geschaffen seien, wird gefolgert, daß die Menschen gleiches Anrecht auf Genuß haben. Diese Folgerung ist falsch. Ihr Fehler geht hervor aus einem Fehler, welcher in dem Begriff des Naturrechtes liegt. Recht

und Unrecht sind Sazungen, welche Menschen aufgestellt haben; die nichtmenschliche Natur kennt kein Recht und Unrecht. Aber viele Naturrechtler verbinden mit dem Begriff „Natur“ die Vorstellung von etwas Heiligem, stets Gesundem und stets das Richtige Treffendem; sie vergöttern also die Natur. Jedoch dieselbe ist kein Wesen, welches Zwecke verfolgt, kein fühlendes und denkendes Wesen. Nur soweit sie sich darstellt als Gehirn, verfolgt sie Zwecke. Doch angenommen, die Natur künde durch wesentlich gleiche Gestaltung der Menschen wirklich ihren Wunsch an, daß die Menschen gleich glücklich sein sollen, so ist damit noch nicht erwiesen, daß es auch gut sei, der Natur ihren Willen zu thun. Hat nicht die Natur auch böse Intentionen? Das Reich des Mephistopheles gehört doch auch zur Natur; und der Optimismus, der da redet von jener Kraft, „die stets das Böse will, und stets das Gute schafft“, ist mehr Behauptung, als Beweis. Die Ableitung unserer moralischen Forderung aus dem vermeintlichen Willen der Natur ist also fehlerhaft.

Die soziale Gleichheit folgt nicht aus dem Naturrecht — es giebt kein solches — sondern ist ein Idealrecht, eine Forderung der Moral des allgemeinen Glückes.

Grundsatz dieser Moralphilosophie ist der unbestreitbare Satz: Gut ist dasjenige, aber nur dasjenige, welches mehr Lust als Unlust bewirkt, einen Ueberschuß des Glückes über das Unglück hervorbringt. Etwas ist also desto besser, je mehr Glück es verbreitet. Und höchstes Gut ist ein Zustand der Natur und der Gesellschaft, welcher allen fühlenden Wesen das höchste Glück verschafft. Selbstverständlich ist dieses höchste Gut ein Ideal, dem wir uns nur nähern können. Unsere Moralphilosophie stellt nun unter Zuhilfenahme der Erfahrung Forderungen auf, welche die menschliche Gesellschaft dem höchsten Gute näher bringen. Die Moral des allgemeinen Glückes hat also die echt sozialistische Losung: Das größte Glück der größten Anzahl!

Aus diesem Grundsatz folgt nun die Verpflichtung der Gesellschaft, aus jedem Menschen ein möglichst großes Glückquantum herauszuarbeiten und daher mit soviel Bebauungsmitteln, soviel glückerzeugenden Ursachen an seine Natur heranzutreten, als bei derselben fruchtbar ansetzbar ist.

„Und nicht fruchtlos verschwendet werden!“ höre ich die Streiter aus dem andern Feldlager einwerfen, welche glauben, eine schwache Stelle in der sozialreformatorischen Front gefunden zu haben. „Es ist unsinnig, führen sie den Einwand fort, rohe Naturen, welche nur für grobe Genüsse empfänglich sind, auf eine ihre Fähigkeit übersteigende Höhe des Glückes bringen zu wollen. Es wäre verlorene Liebeshübe, dem Bauer Zeit und Gelegenheit zu schaffen, feingestimmte Bücher zu lesen, und dem Fabrikarbeiter Geld, um gute Konzerte hören und Theater besuchen zu können. Dieses gewöhnliche Volk mag in seiner jetzigen sozialen Lage verbleiben; es soll arbeiten; wenn nur eine Klasse von seiner organisirten Naturen, eine Blütenlese der Gesellschaft, durch immer großartigere Leistungen der Kultur und immer höhere Freuden beglückt wird.“

Das sind die lauten oder geheimen Gedanken der Gegner; mancher der unsrigen wird denselben schon begegnet sein. Unschwer ist es, die Haltlosigkeit derselben nachzuweisen. Die Gegner bedenken folgendes nicht: Die sozialen Unterschiede unserer Gesellschaft sind keineswegs durch die Natur geschaffen. Weit entfernt, ihre Gaben parteiisch unter die sozialen Klassen zu vertheilen, bedenkt die große Mutter den Sohn des Tagelöhners nicht minder reichlich, als das Kind des Millionärs. Mit nichts darf daher der Angehörige der sogenannten besseren Gesellschaft als ein von Hause aus feiner organisirtes und zu höheren Freuden bestimmtes Wesen betrachtet werden, denn die gewöhnlichen Sterblichen niederer Geburt. Leset nach in der Geschichte des Geistes, wieviel Genien der Kunst und Wissenschaft, wieviel groß fühlende Adelsgefallen aus Bauernmark und Proletariatierblut entsprossen sind. Erst infolge der Erziehung — im weitesten Sinne des Wortes — pflegt sich zu dem Unterschiede von Reich und Arm der Unterschied von Gebildet und Ungebildet, Feinsinnig und Grobsinnig, Edel und Gemein zu gesellen. Die Einwirkung roher Eltern, harter Verhältnisse und einer mangelhaften Bildung macht aus einem Menschen einen rohen, ungebildeten Menschen.

In kurzer Zusammenfassung lautet der für die Forderung sozialer Gleichheit gelieferte Beweis: Die Gesellschaft soll so eingerichtet sein, daß jeder Mensch dasjenige Glückquantum erreicht, welches zu genießen er durch seine natürlichen Anlagen befähigt ist. Die natürliche Befähigung zum Glücke ist nun keineswegs nach Gesellschaftsklassen verschieden, sondern gleich. Daher ist die gegenwärtig bestehende soziale Ungleichheit, die Abstufung der Gesellschaft in besser und schlechter situirte Klassen, unmoralisch.

Noch aus einem anderen Grunde muß die Moralphilosophie soziale Gleichheit verlangen: Die Moral stellt allgemein gültige Forderungen auf, verlangt von jedem zurechnungsfähigen Menschen, daß er ihre Gebote befolgt. Dies Verlangen aber ist in einer sozial-ungleichen Gesellschaft ungerecht. Ungerecht ist es z. B. von einem Armen dieselbe Achtung vor fremdem Eigentum zu verlangen, wie von einem Wohlhabenden. Ungerecht ist es, ein Weib zu verdammen, das sich aus Elend prostituiert. Unsere sozialen Verhältnisse zwingen geradezu zu unmoralischen Handlungen. So ist die Unredlichkeit ein nahezu unentbehrliches Erwerbsmittel für unseren Handelsstand. Will z. B. der Börsianer Geschäfte machen,

so darf er es nicht allzu genau mit der Wahrhaftigkeit nehmen; und der Krämer wird oft genug vor die Wahl gestellt, entweder geschäftlich zu Grunde zu gehen oder seine Kunden zu betrügen, z. B. die Waare zu verfälschen und schlecht zu wiegen. Die Allgemeingültigkeit der moralischen Forderungen hat zur Voraussetzung allgemein gleiche sittliche Freiheit, d. h. Freiheit von Hindernissen des sittlichen Handelns, von sittlichen Anfeindungen, von Versuchungen zur Unmoralität. Nur in einer sozial-gleichen Gesellschaft können die Menschen thun und lassen, was sie thun und lassen sollen. Nur für eine solche Gesellschaft also können gerechterweise allgemeine Moralforderungen aufgestellt werden.

Demnach bleibt fest wie der Hauptsatz der Moral die Forderung der sozialen Gleichheit bestehen. Wer seinem Leben den höchsten Werth geben, das heißt nicht ausschließlich für sein enges Ich, sondern für das Wohl einer möglichst großen Anzahl arbeiten will, der muß ein leuchtendes Ideal in der sozialen Befreiung der Hauptschichten unserer Bevölkerung sehen, in ihrer Erlösung vom Druide der materiellen Noth, in ihrer Erhebung aus einem verkümmerten Lebensgenusse zu hohem Glücke. Allen Wohlstand, Muße und Bildung! Denn Wohlstand, Fröhlichkeit der häuslichen Verhältnisse, gesunde Lebensweise, Bildung des Geistes und Herzens sind für die Blume des Glückes Regen und Sonnenschein.

Schaffet eine Gesellschaftsordnung, welche mit allen Bildungsmitteln an jeden Geist ohne Unterschied herantritt und denselben so hoch emporzuführen sucht, als er steigen kann. Lasset nicht mehr den Geldbeutel der Eltern über die Erziehung und den künftigen Beruf des Kindes entscheiden, sondern allein dessen Neigungen und Fähigkeiten.

Tragt dazu bei, daß bald eine Zeit erscheine, wo die Arbeit ihre aufreibende Kampfnatur abgelegt hat, wo kein Rücken mehr vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich unter Lasten krümmt, wo die Feterstunde aufgehört eine Pause der Erschöpfung zu sein, einzig bestimmt zum Schmieren der lebendigen Maschine, wo Elend und Sorge um das Brod unmöglich sind.

Und hüten wir uns vor einem Fehler: Betrachten wir die soziale Gleichheit nicht kühlen Herzens, mit dem Gedanken: Das ist ein Ideal, dessen Verwirklichung in weiter Ferne liegt. Freilich mag das Endziel vielleicht erst nach Jahrzehnten erreicht werden; aber bedenken wir, was jeder Schritt, welcher uns dem Ziele näher bringt, bedeutet. Uebersehen wir unser Leben: Welch einer Fülle von Wohlgefühl ist schon ein einziges Herz fähig! Und nun erst, Millionen glücklich und immer glücklicher zu sehen! Ist es nicht begreiflich, daß der greise Faust „im Vorgefühl von solchem hohen Glücke“ den höchsten Augenblick genöß?

Der Berliner Maurerprozeß und die Rechtsprechung.*)

O Um die Hamburger Kommission zu einem Vereine zu machen, mußte nach der als richtig angenommenen Begriffsklärung auch eine „Leitung“ festgestellt werden. Das Urtheil des Reichsgerichtes thut dies in folgender Weise:

„Wie schon erwähnt ist, fordert der erste Richter zum Begriffe des „Vereins“ eine gewisse Leitung der Verbundenen, das heißt eine, die Unterordnung der Einzelnen unter den Willen der Gesamtheit ermöglichende Organisation. Der Richter fügt mit Recht hinzu, daß die Organisation nicht notwendig in Bestimmungen über Rechte und Pflichten, nicht in Statuten sich ausdrücken müsse. Daß der in Rede stehenden Kommission eine solche Organisation gefehlt habe, sagt aber das Urtheil nicht, dieselbe muß daher als vorhanden unterstellt werden, zumal bei entgegengesetzter Annahme nicht abzusehen wäre, wie die Kommission die im Urtheile dargelegte umfassende Thätigkeit hätte entwickeln können.“

Daß eine „Leitung“ umgewandelt wird in eine „Organisation“, daß also wieder ein Begriff, mit dem hier nichts anzufangen war, durch einen anderen ersetzt wird, ist nachgerade eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden. Man sagt, die Erklärung sei „ganz richtig“, läßt aber nicht eines der Merkmale, die sie giebt, bestehen. Aus der „Dauer“ wird eine „längere Dauer“, aus der „Leitung“ wird eine recht unbestimmte „Organisation“.

Aber weiter, daß diese nicht vorhanden war, ist im Berliner Erkenntnis nicht gesagt, folglich — muß unterstellt werden, daß sie vorhanden war.

Wir machen vor diesem Beweise eine tiefe Verbeugung. Das ist eine Schlussform, mit welcher „Alles zu beweisen“ wir uns auch anheischig machen. Bis jetzt glaubten wir, um im Urtheil dem Angeklagten eine Thatsache zu unterstellen, müßte sie wenigstens annähernd erwiesen sein. Nein, es genügt, daß ihr Nicht-Vorhandensein nicht ausgesprochen ist.

Nun brauchte der Berliner Richter die Erklärung des Begriffes „Verein“ gar nicht weiter zu verfolgen, als er zu dem Schluß gekommen war, eine solche gewählte Kommission wäre keine „Vereinigung“, die einen Verein bilde, weil die Freiwilligkeit des Entschlusses und die Dauer fehle; es war für den erkennenden Berliner Richter also gar keine Nothigung da, zu untersuchen, ob eine Leitung vorhanden gewesen. Nach dieser Richtung hin haben auch, wie uns erinnertlich ist, durchaus keine Beweisaufnahmen stattgefunden. Die Hamburger Kommission hat bestritten, daß eine solche Leitung vorhanden wäre und bewiesen ist ihr das Vorhandensein nicht. Wir halten den Schluß des Reichsgerichtsurtheiles also für einen

*) Vergl. Nr. 52, 1888.

Trugschluß. Er wird durch den Nachsatz nicht besser, in welchem gesagt ist: „weil die Kommission eine umfassende Thätigkeit entwickeln konnte, wäre nicht abzusehen, wie sie dies ohne Leitung hätte thun können.“

Es erinnerte uns dieser Schluß einigermaßen an die theologischen „Beweise“ für das Dasein Gottes. Weil eine Welt vorhanden ist, muß auch jemand da sein, der sie geschaffen hat. In diesem Trugschluß wird untergeschoben, daß eine Welt durchaus durch „Schöpfung“ entstanden sein muß. Die andere Annahme, Kraft und Stoff sind ewig, nimmt dieser Annahme jede Grundlage und stößt den „Beweis“ um.

Eine Leitung ist zu einer Organisation durchaus nicht nöthig. Man kann sich sehr gut vorstellen, daß 5 oder 6 Personen, die eine Kommission bilden, zusammen-treten, und durch freiwillige Uebernahme die Geschäfte unter sich vertheilen, daß dann, wenn man sich nach Verabredung oder zufällig wieder trifft, jeder sagt, was er gethan hat, man die Sache freundschaftlich bespricht und sich wieder trennt, um in derselben Form weiter zu arbeiten. Das wäre eine gewisse Organisation ohne jede Leitung. Wir, die wir das Vereinsleben aus dem Grunde kennen, können sagen, daß dies gerade die Art ist, wie kleinere Kommissionen in der Regel arbeiten.

Wozu da Leitung? Die Berliner Lohnkommission, die mit angeklagt war, gab in der Verhandlung eine ganz der Wahrheit entsprechende Schilderung ihres Geschäftsganges. Man traf sich in den Versammlungen der Maurer gelegentlich, man setzte sich an einen Tisch für einige Augenblicke zusammen und machte sich die nöthigen Mitteilungen. Man vergewisserte sich dabei, daß jeder das freiwillig übernommene Amt auch nach dem Zwecke verwaltet habe. Ein jeder sprach sich aus ohne besondere Form, man sah, wie jeder denkt, es ist also auch keine Abstimmung erforderlich gewesen. Da gibt es weder Vorsitzende, noch Schriftführer, noch Einberufer, noch Leiter, noch Ordner, aber freilich eine gewisse „Organisation“ giebt es, wenn auch eine sehr lockere. Leitung heißt nicht: Unterordnung des Willens des Einzelnen unter die Gesamtheit, sondern **umgekehrt**: Die Unterordnung des Willens der Gesamtheit unter den Einzelwillen.

Eine Kompanie Soldaten wird durch den Hauptmann geleitet. Der Gemeinwille wird seinem Einzelwillen untergeordnet. Ein Flug Tauben hält sich auch zusammen und befolgt eine gewisse Flugrichtung, aber selbst der aufmerksamste Beobachter wird da keine Leitung sehen. Ein gemeinsamer Trieb leitet das Ganze und jede einzelne Taube, wenn sie auch einmal abirrt, schließt sich immer wieder dem Schwarm an.

Wir halten also diese Stelle aus dem Urtheil des Reichsgerichts vor dem Urtheil des prüfenden Denkers für nicht stichhaltig, ja für die schwächste Stelle im ganzen Urtheil, für so schwach, daß sie keineswegs eine Rechtsregel für den erkennenden Richter abgeben kann.

Wir können nicht erschöpfend sein. Das Reichsgerichts-urtheil bietet noch manche andere Bedenkllichkeit, wir wollen nur noch kurz den Begriff „Verbindung von Vereinen“ betrachten.

Das Vereinsgesetz verbietet im § 8b Vereinen, die politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern bezwecken, daß sie sich mit anderen Vereinen gleicher Art zu gemeinsamen Zwecken in Verbindung setzen. Wir lassen es gelten, daß die mit „insbesondere“ im Gesetz eingeleitete Aufzählung nicht erschöpfend ist, der Ausdruck „insbesondere“ deutet, unserer Ansicht nach, schon an, daß nur einige vorzügliche, aber nicht alle Arten der Verbindung aufgezählt sind. Wir haben nichts dagegen, wenn angenommen wird, auch durch Abgesandte, Boten u. s. w. kann eine solche Verbindung hergestellt werden. Ganz gewiß; wenn ein Verein in A., einen Abgesandten an einen Verein in B. schickt, der den Verein in B. auffordert, mit dem in A. zu einem gemeinsamen Zweck zusammen zu wirken, der Verein in B. den Boten nicht nur empfängt und ausnimmt, sondern auch Schritte thut, um der Aufforderung nachzukommen, dann ist ohne Zweifel eine Verbindung im Sinne des § 8b eingetreten. Eine bestehende Entscheidung darüber lautet:

Ein in Verbindung treten kann nicht schon in dem einseitigen, zur Herstellung der Verbindung geschene Schritte gefunden werden, vielmehr gehört dazu, daß die Handlung, durch welche der eine Theil mit dem anderen sich in Verbindung setzen will, eine entsprechende Erwiderung seitens des Legieren finde, oder eine sonstige auf die Herstellung gegenseitiger Beziehungen gerichtete Thätigkeit desselben zur Folge habe. (Erkenntniß vom 12. Juli 1875.)

Das ist klar und bestimmt, dieser Erklärung kann man die deutliche Krystallform ansehen, sie ist fest und starr, zu bestimmt für die heutige Rechtsprechung, man muß suchen, sie zu erweichen und auch formbarer zu machen.

Wie man das versucht? — man sehe den im vorigen Aufsatz gegebenen Abschnitt aus der Verurtheilungsgründung der Staatsanwaltschaft an. Das vorgedruckte Erkenntniß setzt voraus, um den Begriff der Verbindung zu erfüllen, daß die **Aufforderung** eine auf Herstellung von Beziehungen gerichtete Thätigkeit als **Erwiderung** findet. Der Herr Staatsanwalt, dem ohne Zweifel dieses Urtheil auch vorschwebte, will jede auf Herstellung gegenseitiger Beziehungen gerichtete Thätigkeit (also auch die

einseitige Aufforderung zur Verbindung) als „ein in Verbindung treten“ angesehen wissen.

Es würden Beziehungen geschaffen, die das Bewußtsein von der Gemeinsamkeit wachrufen, sagt er. Ganz gut, das Bewußtsein von der Gemeinsamkeit eines Zweckes ist aber doch lange noch keine Verbindung zur Erreichung dieses Zweckes. Das Bewußtsein der Nothwendigkeit muß natürlich der Verbindung vorangehen, denn niemand wird eine Verbindung schließen, die er für unnütz hält, aber es ist nicht notwendig, daß aus ihm eine Verbindung entsteht.

Mancher Herr Gerichts-Affessor hat das dringende Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Verbindung mit einer reichen Erbin und es giebt vielleicht auch reiche Erbinnen, die das dringende Bewußtsein haben, daß es Zeit zu einer Verbindung sei; aber ach, das Wasser ist manchmal gar zu tief, das Bewußtsein der Nothwendigkeit hilft nichts.

Das Gesetz bestraft nicht Absichten und Bewußtsein, sondern muß mindestens, wenn es auch die Ueberzeugung meint, auf eine Thatsache schlagen.

Soll das auch abgeschafft werden? Soll das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer sozialen Umformung nicht bloß sozialistengesetzlich-polizeilich, sondern auch gemeinrechtlich-richterlich bestraft werden?

Auf dem besten Wege dazu scheinen wir durch die beginnende Kläffigmachung der Rechtsbegriffe zu sein. —

Das Reichsgerichtsurtheil „unterstellt“ ferner nochmals, daß, da nicht festgestellt ist, daß die Hamburger Kommission nicht mit dem Berliner Fachverein in Verbindung getreten ist, sie mit ihm in Verbindung getreten ist.

Dies widerspricht zwar der früheren, von uns mitgetheilten Feststellung und auch einem späteren Satz des Erkenntnisses. Es ist festgestellt, daß die Delegirten der Berliner Maurer thatsächlich nicht Abgeordnete des Fachvereins waren; daß die Handlungen einzelner Vereinsgenossen nicht ohne Weiteres dem Vereine zur Last zu bringen sind; daß der Verein geradezu sich bemüht hat, jede Verbindung zu vermeiden. Freilich die Hamburger Kommission ist dabei nicht ausdrücklich genannt, weil für diese Verbindung auch nicht der Schatten eines Verdachtes beizubringen ist.

Diese Unterstellung ist nicht gefährlich; da sie thatsächlicher Natur ist, hat der Richter sie nachzuprüfen, und da sie nicht beweisbar ist und nicht beweisbar sein kann, so muß das Urtheil danach fallen. Das Reichsgericht ist nicht maßgebend in Thatsachen, sondern nur in Rechtsgrundsätzen.

Wir setzen hier noch ein Stück Erkenntniß her, das kennzeichnend ist:

„In objektiver Beziehung würde demgemäß der Thatbestand einer Ueberschreitung der im § 8b des preussischen Vereinsgesetzes den politischen Vereinen gesetzten Beschränkung anzunehmen sein.“

Das Urtheil enthält aber noch folgende Erwägung: Zum strafbaren Inverbindnngstreten gehört ein bewußtes Zusammenwirken auf beiden Seiten, die Mittheilung von der einen und das Aufnehmen von der anderen Seite. Eine solche Verbindung ist für den Verein zur Wahrung der Interessen der Berliner Maurer nicht nachweisbar gewesen.

Es fragt sich, ob durch diese Verneinung des Bewußtseins ein selbständiger Entscheidungsgrund gegeben ist. Das ist jedoch nicht der Fall. In den Urtheilsgründen wird an mehreren Stellen angeführt, daß der vom Hamburger Fachverein ausgegangene Vorschlag, die Fachvereine als solche in einen Zentralverein aufzunehmen, andererseits bekämpft und vom Kongress abgelehnt worden ist, und daß speziell der Berliner Verein noch anderweit das Verstreben kund gegeben hat, jede Verbindung mit anderen Vereinen von sich fern zu halten. Dagegen erhebt aus dem Urtheile nichts von einem thatsächlichen Irrthum, unter dessen Einflusse die Vereine hätten annehmen können, daß eines oder das andere der Thatbestandsmerkmale der §§ 8b, 16 des preussischen Vereinsgesetzes nicht vorliege. Danach sieht man sich genöthigt, den zuletzt erwähnten Ergänzungsgrund des ersten Richters dahin aufzufassen:

Die Zusammenberufung von Kongressen auf Grund von Wahlen, zu denen auch die keinem Fachvereine angehörigen Maurer berufen wurden, sowie die Wahl der „Kontroll-Kommission“, später „Agitations-Kommission“ seitens des Kongresses ist in der Meinung erfolgt, daß auf diese Weise ohne Verletzung des preussischen Vereinsgesetzes der Zweck zu erreichen sei, welchen zuerst der Hamburger Verein durch Verbindung aller Fachvereine mittels eines Zentralvereins erreichen wollte.

Nach Ansicht des ersten Richters waren also die leitenden Vereinsorgane in demselben Irrthume befangen, welcher, wie dargelegt worden ist, den ersten Richter dazu veranlaßt hat, den vom Kongresse bestellten Kommissionen den Charakter eines Vereins abzusprechen. Sonach liegt auf Seiten der Vereinsorgane eine irtige Auffassung des Begriffs „Verein“, also ein Verfehlen der strafrechtlichen Norm vor, welches die Angeklagten von der Strafe nicht befreit. (Vergleiche Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Band 2 Seite 268; Band 3 Seite 184, 300; Band 12 Seite 103.)

Diese Gründe rechtfertigen die Aufhebung des Urtheils, soweit dasselbe angefochten, und der durch den Rechtsirrtum beeinflussten Feststellung.

Wir glauben, in dem ersten eingerückten Abschnitt hat das Reichsgericht die Berliner Richter mißverstanden.

Die Berliner Richter meinen doch offenbar, der Thatbestand des „Inverbindnngstretens“ muß mit Bewußtsein hervorgerufen sein, und nicht aus Versehen. Es ist nicht nachgewiesen, daß der Berliner Verein mit irgend einem anderen Verein jemals mit Bewußtsein in Verbindung getreten hat. Es ist nicht gesagt, daß er zwar Mittheilungen aufgenommen hat, ihm aber das Bewußtsein gefehlt, daß diese Mittheilung von einem politischen Verein käme.

Etwas schwer verständlich ist der folgende Abschnitt. Im ersten Theil wird zugegeben, ganz unumwunden zugegeben, daß erwiesen sei, der Berliner Fachverein habe **jede Verbindung** mit anderen Vereinen von sich fern gehalten, und im Nachsatz ist gesagt, es wäre nicht erwiesen, daß die Vereine sich in einem thatsächlichen Irrthum befunden haben. Diese „Vereine“ können also nur die anderen noch in der Anklage genannten und angezogenen Vereine sein, auf den Berliner Fachverein kann sich das Folgende im Erkenntniß nicht beziehen. Der Berliner Fachverein ist danach eigentlich als vollkommen freigesprochen zu betrachten.

Um ihn zu belasten, müßte neues Material herbeigebracht werden, was, wie wir annehmen, nicht vorhanden ist.

Zu dem letzten eingerückten Abschnitt des vorstehenden Abschnittes bemerken wir:

Daß freilich die Organisationsform der deutschen Maurer deshalb so gewählt war, um den Zweck, die Verbesserung der Lage der Maurer zu erreichen, ohne die nach dem Gesetze unmögliche Verbindung aller Fachvereine nöthig zu haben. Nicht die Verbindung der Fachvereine war Zweck, sondern nur das Mittel zum Zweck, das verworfen wurde, weil es als untauglich befunden wurde.

Die Verbindung wäre ganz unangreifbar gewesen, wenn die Zentralkommission den ihr anfänglich mit voller Absicht gegebenen Charakter einer durchaus nicht politischen Kommission bewahrt hätte. Dann wäre es einerlei gewesen, ob man sie als „Verein“ ansah oder nicht.

Freilich ist vielerseits der Begriff „Verein“ anders aufgefaßt, als das Reichsgericht ihn auffaßt, was nicht Befremden erregen möchte. Aber leider hat man auch fast absichtlich die Augen dagegen verschlossen, was nun einmal in unserer Rechtsprechung allgemein als „politisch“ angesehen wird. Die Lehren dieses Prozesses werden wohl nicht so leicht wieder in den Wind geschlagen werden. Sie sind kostspielig genug, selbst wenn der größere Theil der Angeklagten freigesprochen werden sollte, was nicht ausgeschlossen ist. Die Kosten werden um so theurer, als der Prozeß die Amnestie des Kaisers Friedrich überdauert hat, und also den Verurtheilten eine recht erhebliche Kostenlast zufallen wird.

Ein Arbeiterinnenstreik in Frankreich.

Cz. Die in der Weißgerberei von Tiffier mit dem Färben der Häute beschäftigten 95 Arbeiterinnen sind seit dem 20. Dezember in Ausstand getreten. Ursache d. z Kampfes ist eine plötzlich eingeführte sehr beträchtliche Lohnherabsetzung, der zu Folge der Verdienst für eine dreizehnstündige Arbeitszeit von 3 Fr. auf 1 Fr. 50 Cts., resp. 2 Fr. gesunken wäre.

Die Streikenden fordern den früheren Lohnsatz, ferner Abschaffung der Strafen für sogenannte fehlerhafte Arbeit, welche ihnen bei jeder Gelegenheit und in einer Höhe zudiktirt wurden, daß sie den Preis des betreffenden Stückes Arbeit überstiegen — für ein 5 Cts. gezahltes Stück Arbeit z. B. 25 Cts. Strafe — Reduzirung der Arbeitszeit auf zwölf Stunden, von früh 6 Uhr bis Abends 6 Uhr, mit je einer Viertelstunde Pause für Frühstück und Vesper, Aufhängen der Häute auf Kosten des Arbeitgebers, Einstellung sämtlicher Streikender.

Der Arbeitsherr hat bereits Aufrechterhaltung des alten Lohnsatzes, Einstellung aller ausländischen Arbeiterinnen und Beschränkung der Arbeitszeit zugesagt. In den übrigen Punkten hat er sich bis heute nur zu halben Konzessionen bereit erklärt. Das Aufhängen der Häute soll zwar auf seine Kosten geschehen, aber den Arbeiterinnen dafür pro Frank 5 Cts. abgezogen werden. „Fehlerhafte Arbeit“ soll nicht bezahlt und pro Haut mit 5 Cts. gestraft werden.

Die streikenden Arbeiterinnen bestehen auf einer vollständigen Kapitulation Tiffier's und setzen den Ausstand noch fort. Von allen Seiten fließen ihnen materielle und moralische Solidaritätsbeweise zu. Die Korporation der Weißgerber von Paris, St. Denis und Gentilly hat sich solidarisch mit ihnen erklärt. Der Streik wird voraussichtlich mit dem Siege der Arbeiterinnen enden, auf alle Fälle aber das Resultat zeitigen, daß sich die betreffenden Arbeiterinnen in einer Organisation zusammenschließen. In den zahlreichen Versammlungen, welche von den Streikenden, sowie von Arbeitervereinen u. s. w. veranstaltet worden, ist die Nothwendigkeit einer Organisation als erste Voraussetzung für eine Verbesserung der Arbeitsverhältnisse erklärt worden.

Wie müssen es die Arbeiter bei Streiksammlungen halten?

Ein „öffentliches“ Kollektiren findet nach einem Urtheil des Reichsgerichts, 2. Strafsenats, vom 13. Juli d. J., nicht erst dann statt, wenn mittelst desselben das Publikum in seiner Gesamtheit angegangen, sondern schon dann, wenn über einen festbegrenzten Personenkreis der persönlichen Bekanntschaft, der Arbeitsgemeinschaft oder ähnlicher „privater Verbindung“ hinausgegangen wird.

Auf diese Entscheidung muß bei allen Sammlungen Rücksicht genommen werden. Die „Bauhalle“, die Arbeiterkassette in „einer Fabrik“, ist ein fest begrenzter Personenkreis, ebenso eine jede „Versammlung“ (ob eine öffentliche oder eine Vereinsversammlung ist gleichgültig). Zellerksammlungen in solchen Versammlungen innerhalb des umschlossenen Raumes, nicht vor der Thüre außen, sind also gestattet. Wo die Polizei sie behindert, muß Beschwerde bis an den Minister geführt werden, wenn es nothwendig ist. Auch dürfen in solchen Versammlungen der einzelnen Arbeitergemeinschaften Listen aufgelegt werden.

Beim Sammeln an öffentlichen Orten muß man sehr vorsichtig sein. Gaststuben gelten als öffentliche Orte. Da darf man höchstens einen persönlich Bekannten anfordern, der mit zur Gewerkschaft gehört, auch Vereinsmitglied ist oder sonst einem bei der Sammlung beteiligten festbegrenzten Personenkreis angehört.

Es wird auch dann noch an Uebertretungen nicht fehlen, sie werden kaum zu vermeiden sein, denn der Begriff: „festbegrenzter Personenkreis“ ist nicht gerade sehr bestimmt, obgleich er sehr festbegrenzt ausfällt. Sind z. B. sämtliche Gewerkschaften einer Stadt nicht ein festbegrenzter Personenkreis? Sind die gesammten Bewohner einer Stadt, eines Landes ganz Europas nicht auch festbegrenzte Personenkreise, oder muß die Umgrenzung eine engere Plauer sein. Aber solche Kautschulbegriffe sind unserer heutigen Rechtsprechung einmal eigenhämlich.

Wir bitten unsere Freunde also, in der Ausübung sich so zu organisieren, daß die notwendigen Sammlungen sich dieser Entscheidung möglichst anpassen. Listen, ferner Vertrauensmänner, die in den Fabriken, auf den Baustellen, wo sie selbst beschäftigt sind, sammeln, sind ganz ungefährdet. Wer von einem Bau oder Werkstatte zu anderen mit Listen geht, wird auch unangefochten sein, wenn er sich nur an Gewerkschaften wendet, die zu seinem Bekanntenkreis gehören. Es ist in der gewerkschaftlichen Bewegung wohl auch noch nie anders gesammelt worden.

Bei den Aufrufen zu Sammlungen werden wir uns diesem Entschluß dadurch anpassen müssen, daß wir immer hervorheben, es wird nur beabsichtigt, ein festbegrenzten Bekanntenkreis zu sammeln. Schließlich: Man lasse sich nicht verkläffen und nicht von jedem unteren Polizeibeamten sich seines Rechts widerstandslos beibringen. (Vereinsblatt für Bauhandwerker.)

Aufruf zum Tabakarbeiterkongress.

An die Tabakarbeiter Deutschlands!

Die unterzeichneten Tabakarbeiter haben es sich zur Aufgabe gemacht, Ostern und folgende Tage einen öffentlichen Tabakarbeiterkongress zu veranstalten; der Ort wird später bekannt gemacht.

Wir ersuchen sämtliche Tabakarbeiter, dies zu beachten. Es ist notwendig, fest schon öffentliche Versammlungen einzuberufen, um hierzu Stellung zu nehmen, damit der Kongress aus allen Theilen Deutschlands besetzt wird. Alles Nähere, z. B. Tagesordnung, Ort u. dgl., wird demnächst durch ein Flugblatt bekannt gemacht. Damit das Flugblatt auch in dem kleinsten Orte, wo Tabakarbeiter sind, Verbreitung findet, so ersuchen wir sämtliche Kollegen, sowie die Bevollmächtigten des Unterstützungsvereins deutscher Tabakarbeiter, uns von solchen Orten, welche sich noch keiner Vereinigung angeschlossen, Adressen zukommen zu lassen, damit keine Ortschaft bei Verbreitung des Flugblattes übersehen wird! Auch Tagesordnungen, welche eingeschickt werden, sollen, wenn möglich, berücksichtigt werden.

C. Meißhöfer, Ph. Hood, L. Hofes, Hamburg.
H. Meister, Hannover.
H. Witt, C. Thleme, Altona.
D. Junge, Bremen.
D. Stapper, Ottenen.

Sämtliche Briefe sowie Anfragen sind an Ph. Hood, p. Adr.: Herrn H. Rath, Hamburg, Boosstr. 33, 1. Etage zu senden. Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden um Abdruck gebeten.

Der Kongress der Metallarbeiter Deutschlands

hat vom 27.—30. Dezember in Weimar einen durchaus befriedigenden Verlauf genommen — bedauerlich war es unseres Erachtens jedoch, daß Berlin nicht vertreten war.

70 Delegirte waren anwesend (40 Metallarbeiter, 8 Klempner, 7 Schlosser und Maschinenbauer, 4 Formner, 3 Schmiede, 2 Werkarbeiter, von den Drechern, Selbgebern und Gürtlern, Metallbrütern, Mechanikern und Optikern, Maschinenwärttern und Heijern je 1 Vertreter. Lücke-Köln, Söhler-Braunschweig und Segis-Fürth leiteten die Verhandlungen. Als Schriftführer wurden Rechner, Prades, Dieberich, Schmolz, Niemann-Ghemnis, Siegerich, Schwarz gewählt. Die Rednerliste führten Taubert und Lorenz. Dann wurde beschlossen, über die Verhandlungen des Kongresses ein Protokoll im Drucke erscheinen zu lassen, mit dessen Abfassung die Herren Scherrn, Segis und Prader beauftragt wurden.

Da das Organ der Metallarbeiter, die „Metallarbeiterzeitung“ zweifellos alles Wissenswerthe für die Theilnehmenden bringen wird, so beschränken wir uns auf die Wiedergabe folgender Resolution:

Der Kongress erklärt es für die Pflicht aller Metallarbeiter, sich den bestehenden Metallarbeiter-Organisationen anzuschließen und wo solche nicht vorhanden sind, unverzüglich Organisationen zu gründen.

Als die zweckmäßigste Organisation erachtet der Kongress im Prinzip die Zentralisation und erkennt deshalb die bestehenden zentralisirten Organisationen an, sieht jedoch mit Rücksicht auf die geschlichen und politischen Verhältnisse von der Gründung einer weiteren Zentralisation zur Zeit ab. Er empfiehlt vielmehr die Förderung und Gründung lokaler Organisationen mit der Aufgabe, daß sowohl Branchen- (allgemeine Metallarbeiter-) als auch Fach-Organisationen, je nach den örtlichen Verhältnissen, zu errichten sind.

Zur Betreibung einer regen und gezielten Agitation erachtet der Kongress für folgende Berufsgruppen je einen Vertrauensmann: 1. der Schlosser und Maschinenbauer, 2. der Schmiede, 3. der Klempner (Spengler), 4. der Eisenerwerb Metallgießer, 5. der sonstigen Metallarbeiter, und erwartet, daß die Arbeiter einer jeden Gruppe ihrem Vertrauensmann volles Vertrauen entgegen bringen und ihn zur Erreichung des vorgenannten Zwecks thätig unterstützen.

Ferner überträgt der Kongress den Vertrauensmännern die Pflicht, energisch die Interessen sämtlicher Metallarbeiter, namentlich auch bei Arbeitsverhältnissen und Anschlägen, zu vertreten und erwartet, daß die Metallarbeiter den zu diesem Zwecke getroffenen Anordnungen der Vertrauensmänner möglichst Folge leisten.

Im Frühjahr 1890 soll ein neuer Kongress stattfinden.

Allgemeiner deutscher Tischler-Kongress.

Am Mittwoch, den 26. Dezember, traten in Braunschweig Delegirte der Tischlergesellschaft aus allen Theilen Deutschlands zusammen, um in erster Arbeit zu berathen, in welcher Weise die immer trüber werdenden Verhältnisse im Tischlergewerbe abzu-

stellen seien, und die Form festzustellen, unter welchen dies geschehen könne.

Die Verhältnisse über die Lage des Gewerks und der Organisationen gaben für ganz Deutschland dasselbe trübe Bild: Heruntergehen der Löhne, herbeigeführt durch die sich immer mehr ausdehnende moderne Produktionsweise, und überall dieselben Maßnahmen der Behörde gegen die sich bildenden Gewerkschaftsorganisationen. In Dresden löste die Behörde die Verbandszahlstelle und die Lohnkommission auf. In Hamburg wurde der Lokalfachverein aufgehoben. In Hannover wurde die Verbandszahlstelle unter das Gesetz für Versicherungsgesellschaften gestellt. In Düsseldorf geschah dasselbe. In Elberfeld und Barmen mußten die Vereine aus dem Verband austreten, wenn sie ihr weiteres Bestehen nicht einbüßen wollten. Aus Berlin wurde gleichfalls über Schließung der Verbandszahlstelle, über Versammlungsverbote und Nichtgenehmigung von Versammlungen berichtet. Auch der Anstrengungen und Chikanen der Innungen, die Fachorganisation der Gesellen zu nichte zu machen, wurde vielfach gedacht. Trotz alledem sprach aus sämtlichen Delegirten der ungebeugte Muth, weiter zu organisieren, und die Absicht, für die Hebung der Lage der im Tischlergewerbe arbeitenden Kollegen thätig zu sein.

Sämtliche Delegirte sprachen sich im Prinzip für Zentral-Organisation aus. Während aber ein Theil der Redner sich unbedingt für dieselbe erklärte und hierbei besonders Hamburg die Gründung von Branchenvereinen mißbilligte, wiesen die Berliner Delegirten darauf hin, daß, nachdem bei der Bericht-erstattung über die Lage des Gewerks am Ort doch wohl so viel Momente zu Tage gefördert seien, die beweisen, daß an Orten, wo die Behörde, trotz aller Anstrengungen seitens der am Ort wohnenden Kollegen, sich dem Verband anzuschließen, das Anschließen an den Verband nicht dulde, Lokalvereine zu gründen seien. Es wurde auch hierzu eine diesbezügliche Resolution von denselben gestellt und vom Kongress angenommen. Es heißt da:

In Erwägung, daß gegenüber der immer größeren Konzentration des Kapitals einerseits, sowie der durch die Begünstigung der Behörden sich immer mehr ausdehnenden Innungen andererseits, die Lage unseres Gewerbes nur durch eine alle Kollegen des Gewerbes umfassende Organisation gehoben werden kann, ist von den Kollegen allerorts in Deutschland auf zentrale Organisation hinzuwirken. Stellen sich jedoch unüberwindliche Hindernisse seitens der Behörde der Zentralisation entgegen, so sind starke Lokalvereine zu gründen, die für die Interessen der Kollegenschaft am Ort wirken und Aufklärung über die heutigen Verhältnisse geben.

Politisches und Sozialpolitisches.

Vom 30. Dezember bis 1. Januar fand der Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie in Hainfeld statt. Anwesend waren etwa 80 Theilnehmer und 25 Gäste, darunter der frühere Reichstagsabg. Auer-München. Auf die Verhandlungen kommen wir in nächster Nummer zurück. Wir konstatieren einstweilen nur, daß der Streit unter den zwei Richtungen der österreichischen Arbeiter jetzt als vollständig beigelegt betrachtet werden kann.

Der preußische Landtag ist auf Montag, 14. d. M. zusammenberufen.

Herr v. Buttamer hat als Anerkennung seiner politischen Dienste den schwarzen Adlerorden, die höchste Auszeichnung in Preußen, erhalten.

Die Erhöhung der Zivilliste des preußischen Königs von 12 auf 15 Millionen bzw. 16 Millionen Mark soll nach der „Nat.-Ztg.“ in einer Regierungsvorlage vom Landtage verlangt werden. — Wir können hierzu nur die Bemerkung der „Freis. Ztg.“ wiederholen, daß die preußische Kronfideikommissrente im Jahre 1859 von 7 1/2 auf 9 Millionen und im Jahre 1869 von 9 auf 12 Millionen Mark erhöht worden ist und daß diese Rente es dem verstorbenen Kaiser Wilhelm ermöglicht hat, in den Jahren seiner Regierung Ersparnisse zurückzuliegen, welche auf den Betrag bis zu 50 Mill. Mark beziffert werden.

Von den Landtagswahlen in Preußen. Acht Plätze hat die deutschkonservative Partei, wie sich jetzt bei näherer Ermittlung im Abgeordnetenhaus herausgestellt hat, bei den letzten Landtagswahlen eingebüßt. Die freisinnige Partei hat 11 Plätze verloren. Diese 8 + 11 = 19 Plätze sind zu Gute gekommen den Freikonservativen mit 4 Plätzen, den Nationalliberalen mit 14 Plätzen und der Centrumspartei mit 1 Plaz.

Eine jämmerliche Haltung zeigte die Majorität der Berliner Stadtverordnetenversammlung am Donnerstag in der Frage, ob der freireligiösen Gemeinde weiter Schulräume zur Ertheilung von Unterricht eingeräumt werden sollen. Der „liberale“ Stadtv. Siebmann befürwortete die Zurückweisung der bekannten Petition, weil es „die Würde und das Ansehen unserer Schulhäuser nicht gestatten, daß in denselben Gott gelehret und der König nicht gelehrt wird“ — und die Versammlung schloß sich durch ihre Abstimmung dieser Meinung an. Einzig die Vertreter der Arbeiterpartei, Tuhauer und Kunert, nahmen sich der bedrängten Gemeinde an, ohne natürlich etwas anderes zu erreichen, als daß die ungläubliche Unfähigkeit, die in der Berliner Gemeindevertretung sich breit macht, sich alles Ernstes auch noch entrüstete.

Ausweisungen. Außer dem Töpfer Pögg ist auch der Schneider Albrecht auf Grund des Sozialistengesetzes aus Leipzig und Umgegend ausgewiesen worden. — Der vom Reichsgericht 1886 verurtheilte Anarchist Drobner, der dieser Tage seine Strafe zu Ende verbüßt hat, ist aus Preußen und Sachsen ausgewiesen worden.

Nichtgerechtfertigt. Die Auflösung der Versammlung des Fachvereins der Sattler und Fachgewissen Berlins am

15. Dezember v. J. ist auf die Beschwerde vom Vorstand hin von der Behörde als für nicht gerechtfertigt erklärt worden.

Verboten wurde in Berlin ein Flugblatt, ferner in Dresden die Nr. 116 des „Sächsischen Wochenblatt“, dagegen wurde durch die Reichskommission das Verbot der Nr. 90 dieser Zeitung wieder aufgehoben.

Der Hensburger Formerkreis dauert unverändert fort. Halte den Jüngern fern und sendet Briefe an H. Jensen, Schleswiger Chaussee 6.

C'est la guerre — das ist der Krieg. Der einzelne Schütze ist sich selbst und allen den Eindrücken, welche auf seine Nerven einwirken, überlassen. Für ihn bleibt es deshalb wichtig, daß der Knall des Gewehrs ihn animirt, der Geruch des Pulvers ihn betäubt, und daß der Rauch ihm die Gefahren, die Greuel der Kampfes entzieht und eine Maske giebt, hinter der er, wie hinter einem dichten Schleier, vorwärts marschiren konnte, gegen einen Feind, den er nicht sah. Wir fürchten deshalb, daß das rauchlose Pulver den Infanteristen eines wirklichen Mittels zur Erhaltung des kalten Blutes und zur Erzeugung des Glanz berauben wird. — Diese erbautliche Schilderung finden wir in der christlichen „Kreuzzeitung“.

Eine Ente. New Yorker kapitalistische Blätter und nach ihnen mehrere amerikanische Arbeiterblätter bringen folgende Notiz: Lucy Parsons, die Witwe des vor einem Jahre gehängten Chicagoer Anarchisten, wird in Kurzem Frau Bernstein heißen. Letzterer ist Redakteur des deutschen „Sozialdemokraten“. Frau Parsons lernte Bernstein in London kennen; derselbe machte ihr nach kurzer Bekanntschaft einen Heirathsantrag, welchen sie angenommen hat. Der Tag der Hochzeit ist jedoch noch nicht festgesetzt. — Natürlich wird Bernstein in Zusammenhang damit auch als „Anarchist“ bezeichnet. So kann man mit einem Male zu einer gänzlich veränderten politischen Anschauung und zu einer Frau kommen — auch wenn man bereits eine hat.

Vereine und Versammlungen.

Fachverein der Puger. Sonntag, den 6. Januar, Vormittags 11 Uhr, bei Schaffer, Inselstr. 10, Mitgliederversammlung. Tagesordnung: 1. Neujahrsgruß des Gesamtvereins an die Mitglieder. 2. Abrechnung vom 4. Quartal 1888. 3. Erhebung von Mitgliedschaft- und Unterstützungsgehörden. 4. Innere Vereinsangelegenheiten. 5. Verschiedenes und Fragekasten. NB. Der Maskenball des Fachvereins findet am 26. Januar in den Räumen der „Brauerei Friedrichshain“ am Friedrichshain Nr. 5 statt. Die Billetausgabe findet am Sonntag in der Versammlung statt. Außerdem die folgenden Herren: W. Buchholz, Adlerstr. 57; L. Simanowsky, Adlerstraße 73, 2 Tr.; A. Bethge, Fürstenbergerstraße 11; G. Lehmpfuhl, Swinemünderstraße 16, Hof 2 Tr.; A. Kelpin, Ruppinerstr. 3.

Verein der Bauanschläger Berlins und Umgegend. Versammlung am Sonntag, den 6. d. M., Vormittags 10 Uhr, Oranienstr. 51 bei Preuß. Quittungsbuch legitimirt.

Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Sonnabend, den 5. Januar, Abends 8 Uhr, Adalbertstraße Nr. 8. General-Versammlung. Tagesordnung: 1. Vierteljahrsbericht. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Verschiedenes. — Das Mitgliedsbuch legitimirt.

Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und Berufsgenossen. Generalversammlung am Sonnabend, den 5. d. M., Kommandantenstr. 77—79 (Gratwoiße Vierhaken). Tagesordnung: 1. Bericht über die Vereinsthätigkeit. 2. Abrechnung vom Sitzungsfest. 3. Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes. Die Mitglieder werden ersucht, vom Kommerz abzurufen.

Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen. Versammlung am Montag, den 7. d. M., Abends 8 1/2 Uhr im Vereinslokal, Louisenstädtisches Klubhaus, Annenstr. 16, 1. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Westendorp: „Ueberfeische Entdeckungen.“ 2. Verschiedenes und Fragekasten. Um zahlreichen Besuch wird gebeten.

Vereinigung der Drechsler Deutschlands. Ortsverwaltung Berlin III. Versammlung am Montag, den 7. d. M., in Saeger's Lokal, Grüner Weg 29. Tagesordnung: 1. Bericht des Delegirten über die stattgehabte Generalversammlung in Rogdeburg. 2. Abrechnung vom letzten Quartal. 3. Abrechnung von den Vergütungen. 4. Verschiedenes und Fragekasten. Der wichtigen Tagesordnung wegen ist pünktliches Erscheinen sämtlicher Mitglieder unbedingt notwendig. Aufnahme neuer Mitglieder.

Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin Centrum. General-Versammlung am Dienstag, den 8. d. M., Abends 8 Uhr, im Neuen Klubhaus, Kommandantenstr. 72. Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Abrechnung vom 3. Quartal 1888. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (E. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin 4. Sonnabend, den 5. Januar, Abds. 8 1/2 Uhr, in Kellers Salon, Andreassstraße 21. Generalversammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Rehsch über: Stoffwechsel im thierischen Organismus. 2. Jahresabrechnung. 3. Verschiedenes.

Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (E. S. 29, Hamburg). Filiale Nixdorf. Sonnabend, den 5. d. M., Monats-Versammlung.

Briefkasten.

Die Vereinschriftführer und Correspondenten bitten wir, alle Einsendungen, Annoncen u. s. w. bis Freitag früh an uns gelangen zu lassen, da wir wegen der Sendungen nach auswärts die Redaktion einige Stunden früher als bisher schließen müssen.

Die auswärtigen Expediteure bitten wir um Beachtung der gleichzeitig folgenden Abrechnungen.

Abonnet. Von der „Nationalzeitung“ wird allerdings die „Vollstribüne“ sehr häufig geplündert, ohne daß eine Quellenangabe jemals für nöthig befunden wird. Der Reporter, welcher die Mittheilungen der Arbeiterblätter zu Originalkorrespondenzen umarbeitet, ist unseres Wissens ein Herr Holzlerland, der auch die „Deutsche Arbeiterzeitung“ leitet. Der Artikel über „Die Verpflegung armer Schulkinder in Paris“ in liberalen Blättern stammt ebenfalls von uns.

Drucksachen. Einzelne Nummern der stenographischen Berichte des Reichstags sind käuflich zu haben in der Druckerei der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, Wilhelmstr. 32, zum Preise von 5 Pfg. pro Druckbogen.

Dutmacher. Die Dutmacher haben selbstverständlich auch eine eingeschriebene, freie Hilfskasse, die selbständig verwaltet wird. Sie besitzen auch ein eigenes Fachorgan „Correspondent“ in Altenburg.

A. S. in Passau. 5 Mark für November und Dezember erhalten.

G. A. in Jittau. Betrag für Dezember erhalten.

H. W. in Calau. M. 1,50 pro Monat.

H. W. in Rheine. Betrag können Sie immer in Briefmarken senden.

Alle Neujahrsgrüße werden von der Redaktion und Expedition hiermit dankend erwiedert.

Zuflüchtiger Stiefel. Mit bestem Dank vielmals erwiedert. Auf gute Freundschaft und festes Zusammenstehen!